

Auf Deutsch:

„Es heißt, daß einige zu Glarus ein Gesicht gehabt haben. Es erschienen ihnen zur Nacht zwei Heerhaufen oder Reiterscharen. In ihrer Mitte richteten sich zwei Löwen auf. Zwischen ihnen aber erschien hell und strahlend das Eidgenössische Kreuz. Der eine Löwe verschlang den andern, und auch die Heerhaufen verschwanden in den Wolken. Das eidgenössische Kreuz aber stand dort eine Stunde lang und leuchtete.“

Mit diesem tröstlichen Bilde schließe ich meine Ausführungen.

Pestalozzis Anhänger in Ungarn

Von LEO WEISZ

(Schluß)

III

Am 1. Oktober 1818 zog in Yverdon gegen Abend „ganz genäßt und müde“ ein Siebenbürger Student ein, dessen sehnlichster Wunsch war, unter Pestalozzis Leitung Volkserzieher zu werden. Er hieß Stephan Ludwig Roth und war der 1796 geborene Sohn des Pfarrers von Kleinschelken, einem Dorf bei Mediasch. Der Studiosus kam aus Tübingen, wo er, wie schon sein Vater, Philosophie und Theologie studiert hatte, um daheim einst entweder als Pfarrer oder als Gymnasiallehrer seinem kleinen Volke, den Siebenbürger Sachsen, dienen zu können. Er war von reicher Begabung und für neue Ideen der Zeit weit aufgeschlossen. „Das Tübinger Jahr brachte neben Burschenlust und immer neuen Wanderfreuden die eine große Enttäuschung über — Denken und Denker der Zeit“, schreibt sein neuester Biograph Dr. Otto Folberth³⁷. „Die Befreiung Europas von Napoleon schien in seiner noch naiven Betrachtung geistiger Zusammenhänge zwingend dazu zu nötigen, aus dem Trümmerhaufen alles mit Recht Gefallenen und Gestürzten eine Wiedergeburt menschlichen

³⁷ Vgl. von ihm „Stephan Ludw. Roths Leben und Werk“, Kronstadt, 1927. Frühere Biographien sind: Andreas Gräser, St. L. R., Hermannstadt 1852, Franz Obert, St. L. R. „Sein Leben und seine Schriften“. 2 Bde, Wien 1896, und die populäre Schrift von Wilhelm Morres, „St. L. R., der Volksfreund und Held im Pfarrrerrock“, Kronstadt 1898. Vom Leben und Denken Roths kündigt „in aphoristischer Zustreichung“ Otto Folberth im St. L. R.-Buch „Stürmen und Stranden“, Stuttgart 1924. In den von Folberth herausgegebenen „St. L. R. Gesammelte Schriften und Briefe“ sind in Kronstadt 1927–1930 drei Bände erschienen, drei weitere Bände waren vorgesehen, werden aber kaum mehr erscheinen. Zitiert GSB.

Geistes, natürlicherer Grundsätze erstehen zu lassen und mit der Unbedingtheit, die das Kennzeichen einer jeden neuen, an der Wende der Zeiten gereiften Generation ist, glaubte er an diese Not und diese Aufgabe. Aber aus den Büchern der Zeit drang ihm Modergeruch entgegen und die Philosophen schienen ihm gerade im Begriffe zu sein, sich vom Leben . . . endgültig abzuspalten. Flucht in das Reich der Theologie, die ihm als Gottesminne vorgeschwebt hatte und sich als greisenhafte Dogmatik entpuppte, verschärfte seinen Unmut. Da huschte über den dunkeln Himmel europäischer Geistesschwüle das Licht eines fernen Leuchtturms. Roth erkannte den Hafen. Endlich sah er die Möglichkeit, mit dem kleinen eigenen in einen größeren fremden Glauben einzumünden: kaum hatte er einiges über Pestalozzi erfahren, war er entschlossen, sein Schüler zu werden.“

Am 19. Juli 1818 tauchte der Name Pestalozzi erstmals im Tagebuch des Studenten Roth auf. Prof. Holzmann aus Karlsruhe, Vater des besten Freundes von Roth in Tübingen, kam zu seinem Sohn auf Besuch, und auf einem Spaziergang ins Bleßbad wurden entscheidende „Gespräche über und von Pestalozzi auf dem Gang hin und her“ geführt. Für Roth fiel die Entscheidung nicht schwer. Am 3. September bereits „wird zur Reise eingepackt“, und der marschtüchtige Siebenbürger wandert, mit „Recommendationen wohl versehen“, über Überlingen, Konstanz, Stein a. Rh., Schaffhausen nach Zürich, wo er im „Storchen“ wohnt und Georg Nägeli und Pfarrer Geßners Gastfreundschaft genießt. Starken Eindruck macht auf ihn das Blindeninstitut, wo die Kinder „durchs Gefühl der Hände lesen, ebenso Noten singen; schreiben ziemlich; rechnen durch Stifte, die sie in ein Brett setzen.“ Am dritten Tag des Zürcher Aufenthaltes (13. September) hört er in der Waisenhauskirche Pfarrer Fäsi, der „den größten Zulauf hat“. Dann „Abschied von Nägeli: Messe von Bach. Am Seeufer gehe ich nachmittag bis Richterswyl“. Er besucht Einsiedeln und Rigikult, geht nach Luzern, fährt nach Gersau und Flüelen, um über Altdorf, Wassen auf die Grimsel zu marschieren und von dort über Meiringen, Lauterbrunnen, Interlaken und Thun nach Bern zu wandern. Von dort geht am 24. September u. a. der Bericht nach Hause: „Noch sind die Lebensmittel in den schweizerischen Wirtshäusern (vier Jahre nach Kriegsende) ungeheuer hoch und die vornehmen Reisenden machen es dem minder Begüterten beinahe unmöglich auszukommen.“ Am 27. September ging die Reise weiter nach Hofwil zu Emanuel von Fellenberg, dem er seine Pläne zur Neugestaltung der Volkserziehung in Siebenbürgen entwickelte und den er um Anleitung bat. Für von Fellenberg kam

der Besuch sehr gelegen. Er machte Roth den Antrag, er möge sich bei ihm „als Lehrer für Latein und Griechisch einige Zeit aufhalten, um dann als Leiter oder Ableiter seiner Ansichten und seines Institutes im österreichischen Kaisertum ein neues Hofwyl zu gründen.“ „Unser guter Kaiser soll“ — schrieb Roth später seinem Vater — „in vier verschiedenen Briefen sich in Bern erkundigt haben, was eigentlich an diesem Institut sei? Da nun Fellenberg den Auftrag bekommen hat, einen Bericht aufzusetzen, um darin seine Ideen niederzulegen, so glaubt er, S. Majestät hätten im Sinn, eben solche Anstalten zu begründen, wo er dann den Rat geben würde, seine Methode durch hier zu unterrichtende Lehrer in seine Staaten verpflanzen zu lassen; es wäre der sicherste und kräftigste Gang. Er möchte also, im Falle diese Anforderung an ihn erginge, mich als ersten vorschlagen und im Fall, daß ich damit einverstanden wäre, mit mir contrahieren, daß ich während meines dortigen Aufenthaltes eine Lehrerstelle übernehme etc. . . .“ Roth stellte Bedingungen, die Fellenberg nicht erfüllen konnte, und so wanderte Roth am 30. September 1818, die Petersinsel besuchend, über Neuenburg nach Yverdon weiter, wo er am 2. Oktober von „Pestalozzi und Schmid freundschaftlich aufgenommen“ und am darauffolgenden Tag von den „wackeren Leuten Niederer und Krüsi begrüßt“ wurde. Am 5. Oktober fand er ein Privatlogis, wofür er monatlich zwei Neuthaler zahlte. Von dort schrieb er am 6. Oktober seinen ersten Brief nach Hause, in welchem er, über die Armenenerziehung erstaunt, u. a. folgendes bemerkte:

„Die gewöhnliche Versorgung der Armen durch Spitäler oder Almosen ist nur vorübergehend, beschwert den Staat, öffnet ihnen selbst keine erfreuliche Aussicht, daß die Anzahl der Armen vermindert wird, sondern sie muß entweder gleich bleiben oder zunehmen, da die Kinder nur gefüttert und nicht unterrichtet werden. Auch ist es nicht ganz gleichgültig, an welche Arbeiten man diese Kinder anstelle. In Fabriken, am Spinnrad werden die Kinder verweichlicht und ihr Bildungsgang und ihre Lebensphantasie geht über dem ewigen Einerlei der Arbeit verloren. Schwächlinge am Körper, dressierte Maschinen am Geiste wirft oft der Ruin und der Zerfall einer solchen Fabrik noch hilfloser und unbehüllicher in die lieblose Welt, die sie nicht brauchen kann und vor der sie mit allen Künsten der Verstellung ihr Brot vor den Türen betteln muß. Werden sie hingegen zum Landbaue gebraucht, setzt ihre tägliche Beschäftigung sie immer mit Land und Boden in Beziehung, wo finden sie nicht — wenn ein Unglück sie auseinander gehen heißt — Acker und Wiesen?“

In Yverdon warf sich Roth mit Feuereifer auf das Studium der Methode, beriet sich oft und eingehend mit dem alten, 73jährigen Pestalozzi,

und dieser gewann ihn herzlich lieb. Vater Roth empfahl den Sohn dem greisen Erzieher und dieser antwortete ihm ³⁸ am 25. Dezember 1818:

„Wohlerwürdiger Herr! Edler Vater eines mir inniglieben Sohnes!

Sie haben mich mit einer Zuschrift beehrt, deren edler, geradsinniger Inhalt mein Herz rührte. Meine Überzeugung ist lebendig und warm. Sie sind ein Mann, der das Wohl seiner Mitmenschen wie sein eigenes wünscht und mit jeder Kraft, die in seiner Hand ist, zu befördern sucht. Wir suchen hier die Mittel der Erziehung und des Unterrichtes zu vereinfachen und vorzüglich die Bildung des Volks mehr aus seinem Können, als aus seinem Wissen hervorgehen zu machen. In dieser Hinsicht aber, wohlerwürdiger Herr, sind Gegenden, in denen das Volk noch auf keine Weise wissenschaftlich verkünstelt worden, für unsere Grundsätze über die Volksbildung weit geeigneter, als Gegenden, in denen der verderbliche Wust des oberflächlichen Viel- und Halbwissens die Tatkraft der Menschen in genugtuender Erlernung dessen, was sie täglich können und ausüben sollten, vielseitig und bedauernswürdig gelähmt hat.

Das, was wir hier unter Mühe und Schwierigkeiten mit ausgesuchten Kindern meiner Armenanstalt bezwecken, dafür finden Sie Ihr ganzes Volk in Rücksicht auf Naturkraft und unverkünstelten Sinn so vorbereitet, wie wir es auch in dem besten Lokal, das in unseren Gegenden nur denkbar ist, nicht vorbereitet finden.

Diese Ansicht, lieber, edler Herr Pfarrer, ist in Rücksicht auf Ihr Volk auch die Ansicht Ihres lieben Sohnes, und ich freue mich, in ihm einen Mann kennengelernt zu haben, der fähig ist, die Grundsätze, die wir hier für unsere Zwecke bearbeiten, in seinem Vaterland mit gesichertem Erfolg zu benützen und der zugleich mit dem reinsten Eifer begabt und von der Liebe zum Volk seines Landes so begeistert ist, daß ihm keine Mühe und Anstrengung zu schwer sein wird, um hierin ein entscheidendes, wichtiges Resultat für sein Vaterland zu erzielen.

Sie fühlen, edler, wohlerwürdiger Herr Pfarrer, wie innig ich in meinen alten Tagen wünschen muß, daß dies edle Streben Ihres Sohnes kein eitler Traum bleibe, sondern wirklich in Tat und Wahrheit hinüber gehe. Er wünscht, beides aus Liebe zu mir, denn ich bedarf seiner, und aus Eifer für den berührten Zweck, ein Jahr bei mir zu bleiben. Wohlerwürdiger Herr Pfarrer! Ich weiß, wenn keine entscheidend höhere Gründe seine Rückreise notwendig machen, so freuen Sie sich, ihm die Erlaubnis solange bei mir bleiben zu können zu erteilen und ich lege diese Bitte mit vollem Vertrauen an Ihr Herz. Die Gefälligkeit, die Sie mir damit erweisen, ist groß, aber der Zweck, einst Ihrem Vaterland durch Ihren Sohn im Fach der Erziehung dienen zu können, ist mir wichtiger als meine Lage, die mir einen längeren Aufenthalt Ihres lieben Sohnes vielmehr wünschbar macht. Was wir, mein Freund Schmid

³⁸ Original im Bruckenthalschen Museum, Hermannstadt (BM), Hss.-Sammlung Kasten P7, M. t. V. 5.

und ich, dazu beitragen können, daß dieser Zweck befriedigend erreicht werde, das wollen wir gewiß tun und dafür gebe ich Ihnen mein feierliches Wort.

Genehmigen Sie indessen, wohllethwürdiger Herr Pfarrer, die Versicherung der vorzüglichen Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein dero gehorsamster Diener

Pestalozzi.“

Roth hat in Yverdon sich selbst gefunden. Freudig schrieb er schon am 30. Dezember an einen siebenbürgischen Studiengenossen nach Tübingen³⁹:

„Gruß und Kuß! Deinen Brief vom 22. d. Mts. erhielt ich heute zu Mittag — schon diesen Abend setze ich mich nieder zur Antwort.

Ja, Freund, hier habe ich meinen Frieden so ziemlich gefunden. Es ist mir wie einem Gefangenen, der endlich seinen Riegeln enttrinnt und ohne Fesseln mit wonnetrunkenem Blick in Gottes freier Natur schwelgt. Wie oft habe ich mir Eure Ruhe, Eure Zufriedenheit, Euch selbst gewünscht! Ich Narr, ich suchte sie in den leeren Töpfen der Philosophie und in den hohlen Nüssen der Theologie und nicht im Wesen und Leben der Philosophie und Theologie. Denn was ist Theologie und Philosophie? Doch nichts anderes als Formen, in denen das Leben als Bruch dargestellt wird. Mir fehlte die Einheit, das Band und die gegenseitige Beseeligung. Das Wesen der Philosophie suchte ich außerhalb mir und die Heimat der Theologie in Satzungen. Blickte ich in das Leben, so entflohen mir die Wissenschaften; umarmte ich die Wissenschaft, so verlor ich das Leben. — Ich Armer wußte nicht, daß sie sich nur in uns selbst die Hände brüderlich reichen und daß unsere Brust der wunderbare Himmel ist, in dem sich beide Schöpfungen gestalten. — Die Bestimmung des Lebens, inwieweit sie aus der Natur der Anlagen und dem Wunsche des Herzens hervorgeht, ist, wenn sie aufgefunden, immer ein köstliches Kleinod, und wenn man selbst dazugelangt, desto unschätzbarer, und hierunter meine ich nichts mehr und nichts weniger, als ich will Schulmeister werden. Ich will unten im Volk tun, was ich nur kann, ich will in der verachteten Spreu Perlen suchen, und hier in Yverdon finde ich, was ich suchte, was ich finden mußte, um meinen Durst löschen zu können. Ich bin von den Staffeln und Höhen der Philosophie heruntergekommen und wandle im Tale. Wirkt Ihr von oben, es ist für die Menschheit wichtig, die ganze zurückgelegte Strecke des bebauten oder eroberten Gebietes des Wissens zu übersehen, damit man wisse, wohin die Richtung gehe, welchen Weg man zu nehmen habe, um in das Land der Vollendung zum Tempel der Wahrheit zu gelangen. Fahrt fort am Reich Gottes zu arbeiten. Euer Beruf oder besser die Natur fordert Euch zu diesem Beruf auf. Hierzu bin ich nicht geschickt. Ich will in den Bauernschulen, einfältig wie ein Bauer, diese entdeckten Felder bebauen, und wenn mich Gott segnet, die Pflanzen der Liebe und des Glaubens in diesen Acker säen. Darf ich Euch aber um Etwas bitten. so reichet mir, sind wir einst im vielgeliebten Vaterlande, wenn ich die Hände aus der Tiefe hinaufstrecke, Eure Hände von der

³⁹ Überliefert von Gräser, a. a. O., S. 84f.

Höhe. Ich brauche Euch, Ihr braucht mich vielleicht, und alle braucht das Vaterland gewiß. — Unser Volk, ein edles Reiß vom edlen Stamm der Deutschen, lebt es, oder vegetiert es? Auch das Volk lebt nicht, wo nicht Gemeinnützigkeit das Zentrum aller Tätigkeit ausmacht. — Es gibt höhere Güter für jedes Individuum als Essen, Trinken und Schlafen. Wer seine Hände in die Säcke steckt und sagt: ich bin glücklich — der ist ein verächtlicher Wurm. Da gibt es für das Volk höhere Güter.

St. L. Roth.“

Der Plan, ein weiteres Jahr bei Pestalozzi, der ihm eine Lehrerstelle anbot, in Yverdon zu verbringen, fand daheim keine Billigung. Der Vater hatte andere Pläne, die Roth in Aufregung brachten. Er schrieb am 3. Januar 1819 nach Hause: Er möchte nicht in der Welt herumreisen, er hat ein neues Lebensziel gefunden.

„Machte ich Reisen, so würde ich bloß mir leben — ich sammelte einen Schatz, aber einen toten in mir. Wenn ich diese Zeit auf Unterricht verwendete, wenn ich diese Zeit zur Erweiterung meiner pädagogischen Kenntnisse und psychologischen Erfahrungen verwendete, würde ich weniger für mich, aber mehr für die Menschen tun. Einst zurückgekehrt ins teure Vaterland, könnte ich durch Aufrichtung der Bauernschulen, durch Belebung des Unterrichts und der Erziehung mehr und besseres wirken. Wir haben so viele gelehrte Männer, so viele gute Pfarrer, aber so wenig gute Schulmeister. Schulen sind der Boden und die Wurzel des tüchtigen Volkslebens. Diese hat — der böse Geist — die Zeit zu sehr in Schatten gestellt. Diese müssen gepflegt und ans Licht des Lebens gezogen werden. Mit dem übrigen kann man schon zufrieden sein, aber mit den Schulen nicht. Junge Bäume sind biegsam, alte nicht mehr. Darum scheint es mir so wichtig, das Bäumchen, so lange es noch jung ist, zu biegen, sind sie einmal alt, so lassen sie sich nicht mehr biegen. In der Verbesserung der Volksschulen wird mich niemand hindern, aber es kann mich auch niemand hindern. Vom Heil und dem wohltätigen Einfluß der Schulen auf das Volk ist, der Rasende ausgenommen, jedermann überzeugt. Wie kommt es, daß niemand Hand daran legte? Viele vermögens, wenige oder keiner tuts. Eine Radikalkur tut not. . . . Einst wird die Morgensonne über unsern Bergen scheinen, einst wird es auch bei uns tagen. Und wenn es Tag wird, da wird man sich erkennen. Beschämt werden manche sich Erkennenden auseinanderfliehen, doch viele werden sich ins Angesicht schauen und sich erkennen und sich zu Rat und Tat die Hände reichen. Wenn es dann Tag wird, so hört die gute Fischerei auf und die Maskerade wird auch aufhören. Die Huren, die Diebe und die verummten Wölfe werden dann ihre Höhlen aufsuchen und die offenen Straßen verlassen, denn es wird Tag sein. Allongerücken wird man dann nimmer brauchen, denn so man eine Glatze hat, wird man sie zeigen. Die Wahrheit wird bloß gehen.

Im Dienste dieser Sonne denke ich mich so gerne. Ich will mich an ihren Wagen spannen und sie mit heraufziehen helfen. Zwar gibt es viele Wege,

die zur Volksaufklärung führen, aber einer davon ist die Schule gewiß. Sie wirkt zwar langsam, aber sicher und zuverlässig. Oft habe ich manches Schloß in Lüfte gebaut, es zerrann. Das Schloß meiner Wünsche hatte keinen Grund, darum zerrann es. Volksbildung hat aber ein Fundament, es liegt in der Menschennatur. Darum ist dieses Schloß kein Schloß in die Luft gebaut, es ist auf Boden und festem Grund gebaut. Es ruht auf dem Menschen, der zwar überall verschieden, doch überall gleich ist. Volksbildung, Volkserziehung braucht wenig Kraft, aber guten Willen. Diese Ersparung aber alles Genius, die Auffindung dieses Allgemeingültigen, die Entdeckung, daß das Schwierigste das Leichteste sei, verdanket die Welt dem unsterblichen Pestalozzi. Nun ist es leicht, Hand anzulegen, denn die Mittel sind gegeben. Es braucht wenig Kraft, aber guten Willen. Nun wird mirs niemand verargen, daß ich zwar wenig Kraft, aber guten Willen genug habe.

Ich glaube daher, es wäre erforderlich, mich dieser Hilfsmittel ganz zu bemächtigen, weil sie eben große Kraft entbehrlich machen. Vieles übernimmt ohnedem die Zeit und ihre Gefährtin die Not. Den Aufenthalt in Iferten brauche ich daher wie täglich Brot. Hier wäre ich. Mein Wunsch geht aber noch etwas weiter. Fribourg ist nur etwa 6 Stunden von hier entfernt. Dort blüht unter Pater Girard eine Lancaster'sche Schule. Russen, die von der Regierung zu ihrer pädagogischen Bildung ausgeschiedt bei Bell und Lancaster selber waren, versichern, daß die Fribourger Kopie das englische Original weit übertreffe. Was dort, im Fabriksgeist getrieben wird, ist hier menschlicher und reiner aufgefaßt worden. Diese Schule und ihren edlen Stifter möchte ich daher gerne besuchen und studieren. Es ist eine eigene Erscheinung, unter etlichen 100 Kindern nur einen Lehrer zu sehen, wie er alles belebt und in Tätigkeit setzt. Dieses ist das eigene der Bellischen und Lancasterischen Lehrart. In kurzer Zeit würde ich hier fertig sein, weil mich hier nur die Disziplin interessiert. Von Fribourg denke ich dann nach Hofwyl zu gehen, um mich etwas in der Botanik und der Agrikultur umzusehen. Keineswegs wünsche ich und trachte hiebei ein gründlicher, ein umfassender Botaniker und Landmann zu werden. Es liegt außerhalb der Möglichkeit und außerhalb meines Willens und Vorsatzes. Kenntnis der Giftpflanzen, Futterkräuter und der Obstbaumzucht wäre mir aus der Botanik; Düngung, Felderbenutzung, Werkzeuge wären mir in der Agrikultur hinlänglich. Ich brauche zu meinem Plane nicht mehr. Zum Beschlusse wünschte ich nach Zürich zu Nägeli zu gehen, um seine Methode der Gesanglehre verstehen zu lernen und zu üben. Freilich ist hier vieles in wenigen Worten gesagt. Dies alles hoffe ich jedoch in einem halben Jahre zurückzulegen. Wie gesagt, ich brauche nur Einsicht in diese Gegenstände, die Fertigkeit und Gewandtheit überlasse ich der Übung und der Zukunft. Dann, geliebter Vater, wäre ich ziemlich fertig. Die Donau würde mich nach Wien und Pest tragen. Ich wäre dann Euer.“

Einen Monat später schrieb er an Rektor Leutschaft in Mediasch: Es sei jetzt wichtig „die Volksbildung auf das Fundament der Selbsttätigkeit zu bauen . . . Ich glaube nicht, daß Pestalozzis Methode, die so leicht

von einem natürlichen Menschenverstand angenommen wird, bei uns auf Widerstand stoßen wird . . . Gesetzt aber es treffe das Unerwartete ein, nun es wäre nicht das erstemal, daß die Welt mit Dornen krönt“.⁴⁰ Am gleichen Tag (19. Februar) schrieb Roth auch an seine Eltern einen Brief, der sehr aufschlußreich ist in bezug auf die Art, wie Pestalozzi ihn über die Verhältnisse in der Eidgenossenschaft informierte, und wie Roth die erhaltenen Aufklärungen siebenbürgisch umdeutete. Er schrieb:

„Obgleich Pestalozzi nichts auf schöne Kleider gibt, denn er geht wie ein Bettler umher, so muß ich doch auf einen neuen Anzug denken und da will ich mir wirklich feines Gewand kaufen. Allhier sind die Tücher teuer; aber was ist zu machen? Um 12 Franken kann man sich nur sehr gewöhnliches Tuch kaufen.

Hier ist kein Fasching, überhaupt keine öffentliche Lustbarkeiten. Der Sekten- oder besser Kastengeist läßt keine völlige Öffentlichkeit einer Freude aufkommen. In diesem sogenannten freien Lande will der Adel sich auch konstituieren, obgleich er konstitutionswidrig, wie bei uns, ist. Aber die armen Menschen sind nach einem Egoismustrank immer so sehr dürstig, daß sie sich gerne etwas aneignen, was entweder allen oder keinem gebührt . . .

Es gibt hier mehrere Gesellschaften. 1. Noblesse, d. h. eine Menschenart, die nichts erwirbt, aber nur verzehrt. 2. Wohlhabende Bürger, sie schämen sich der letzteren Klasse und werden von der ersteren auch zurückgesetzt, und endlich gehören in die 3. die armen Bürger. Ich gehe in keine, weil ich außer mit Pädagogen in keiner Familie Bekanntschaft suche. Kann unterm Monde größere Torheit irgendwo stattfinden? Der Kanton Waadt, worin Iferten liegt, hat aber noch einen Krebschaden. Dieser Kanton gehörte zum Berner, riß sich oder wurde in den letzten Jahren davon abgerissen. Das Volk liebt die jetzige Verfassung, da dasselbe hiedurch zu mehrerer Freiheit gelangt ist, die Noblesse hingegen hängt dem Alten an, weil ihr durch die neue manche Vorteile aus den Händen gerissen worden sind, die sie früher unter den Bernern besaß. Da nun die bessere Verfassung einmal da ist, so suchen sie wenigstens ihre Kuttlen (ein Schweizer Ausdruck für Egoismus) geltend zu machen. —

Überhaupt ist in der Schweiz keine sonderliche Freiheit zu Hause. Entweder saugt die Aristokratie, wo man zehn Herren vor einen hat, das Volk aus, oder benimmt die Demokratie allem Staatsgange die Haltung und Energie, d. h. man hat gar keine eigentliche Obrigkeit. Aristokratie vermählt sich gerne mit Despotie, und Demokratie mit Anarchie. Eine Monarchie vereinigt alles Gute in sich, wenn sie durch eine vernünftige, d. h. liberale, Ständeverfassung unschädlich gemacht wird. — Aber, aber, aber — — —“

Die Antwort des Vaters auf die große Bitte ließ lange auf sich warten. Inzwischen suchte Roth im Gespräch mit Pestalozzi und Niederer sich über brennende Zeitprobleme Klarheit zu verschaffen. Tiefere Einsichten

⁴⁰ In GSB nicht abgedruckt. Original in BM, P 7, t. V. 3.

trug er in sein Briefbuch ein. So Ende 1819 „Etwas über die Verkehrtheit unseres Zeitalters“, und darin auch die noch heute zeitgemäße Frage und Antwort: „Woher kommt es denn, daß wir so vom Weg des Wahren abgekommen sind? Woher stammt denn dieser Hang, etwas anders zu sein und etwas anders zu scheinen? Es fehlen Treue und Redlichkeit. Sie leben mehr auf den Lippen als im Herzen und schwinden daraus immer mehr, weil der Jugend fertiges Wissen eingetrichtert wird, anstatt sie zur selbständigen Urteilsbildung mit Hilfe lebendiger Beobachtung zu erziehen.“

Der Monat März brachte endlich Briefe aus der Heimat. Der Vater gab seine Einwilligung, einstweilen noch bei Pestalozzi zu bleiben, und diese Zustimmung änderte die Lebensverhältnisse des jungen Siebenbürgers von Grund auf. Er wurde Lehrer des Institutes im Latein und zog ins Schloß zu Pestalozzi. Voller Freude berichtete er nach Hause:

„Nach dem Wunsche Pestalozzis und Schmidts bin ich ins Schloß gezogen, heiße also jetzt Mitglied des Hauses, als welches mich auch diese guten Menschen behandeln. Als Aufsichter der ersten Klasse (es gibt im Ganzen drei) bin ich immer in der Mitte von diesen herrlichen Kindern. Ich will Euch doch unsere Tagesordnung schreiben. Um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr wird aufgestanden. Die erste Morgenstunde ist dem Religionsunterricht gewidmet. Halb eins ißt man, nachdem die Kinder von 6–12 (Intervalle von 5 Minuten ausgenommen) unausgesetzt beschäftigt sind. Nach dem Essen fangen die Stunden ein einhalb an und dauern bis vier einhalb. Eine Stunde Spiel im Felde; Ball, Springen und andere gymnastische Übungen wechseln miteinander ab. Daß ich immer mitspiele jedes Spiel, ist Pflicht des Aufsehers. In den Freistunden ist der Lehrer Spielkamerad, so wie er in den Lehrstunden Freund ist. Dieses brüderliche Verhältnis, dieses Familienband tut meinem Herzen, das dieses Glückes nicht genossen hat, wohl. — Nach dem Spiel ($5\frac{1}{2}$) wird Butterbrot oder Äpfel, Käse, Milch (abends nie Fleisch) gejauset. Von 6–8 wieder Stunden. Den Tag schließen Gebete, die bald Herr Pestalozzi, bald unser Pfarrer hält. Nach diesem wird eine gesunde Suppe gegessen und dann gehts ins Bett. Um 9 Uhr schnarcht schon alles. Im Schlosse bewohne ich kein besonderes Zimmer. Habe ich etwas zu arbeiten, so arbeite ich in Schmidts Zimmer. Mein Bett ist im Schlaftsaal der zweiten Klasse, wo ich am spätesten ins Bett und am frühesten aus dem Bette gehe. In meinem täglichen Tun, in meinen persönlichen Verhältnissen von nichts beengt, in lauter freundschaftlichen Berührungen weiß ich gar nicht wie der Tag vergeht und wenn mir es nicht die Kerze sagte, so könnte ich fragen, ists möglich? —“

Und noch mehr wie bisher bemühte sich Roth von da an, neben der praktischen Anwendung, sich in die Grundsätze der Methode zu vertiefen. Dabei stieß er auf manche Lücken und Mängel und er deckte sie

unerschrocken auf. So schrieb er seinem Tübinger Logisgeber, Schulmeister Vollmar, z. B.:

„In der Mathematik wird viel getan, desto mehr happens in den alten Sprachen. Mit der lateinischen Sprache krotet man sich noch durch, mit der griechischen geht es wie es kann. Beide Sprachen werden noch nach der alten Herkommiß gelehrt. Ich glaube daher, der Grund, warum man hierin zurückbleibe, liege in der alten Art (Schlendrian). Denn so wie sich Tod und Leben nie vereinigen können, also kann sich Pestalozzische Methode mit der bisherigen nicht vereinigen. Zwar wurden schon oft Versuche mit den alten Sprachen gemacht, um ihre Erlernung in die Pestalozzische Methode umzugießen, wiewohl vergeblich. Seit einiger Zeit arbeite auch ich daran. Ich bin überzeugt, daß es der richtige Weg sei. Jedoch sehen Sie selbst ein, daß dies ein sehr weitläufiges Unternehmen ist, und daß man große Liebe für die Sache haben muß, um sich diesem Geschäfte zu unterziehen. Nächstens werde ich Versuche machen. Auf lange Zeit habe ich schon Materialien, und während der Bau fortgeht, werde ich immer neue sammeln. Ich muß mich glücklich schätzen nicht gelehrt zu sein, denn den wenigen Natursinn, den wir noch aus den verkünstelten Lebensverhältnissen erretten, raubt uns, wie ein Straßenräuber, gewöhnlich die gewöhnliche Schule. Um die lateinische Sprache gründlich und vollständig zu verarbeiten und als ein organisches Ganze darzustellen, braucht es viele Jahre und ich habe nicht so viel Zeit. Froh will ich sein, wenn nur etwas geschieht. Es soll ein Fingerzeig sein, mehr nicht, der seinen hinlänglichen Nutzen hat, wenn er einen größern Lateiner aufzufordern im Stande ist, mit seiner größern Kraft etwas Größeres zu leisten.“

Er besprach sich darüber auch mit Pestalozzi und dessen Mitarbeitern in offenster Weise. Die Diskussionen über eine noch fehlende und aufzubauende Sprachmethode ergaben eine derart selbständige und reife Ansicht des Siebenbürgers, daß Pestalozzi ihn Ende April 1819 mit der Bearbeitung dieses Faches betraute. Mit großem Ernst ging Roth an die Lösung der Aufgabe und mit Befriedigung berichtete er dem Vater am 28. Mai 1819 über seine Fortschritte in einem Brief, der auch sonst schöne Einblicke in das Yverdoner Anstaltsleben gewährt⁴¹. Er schrieb u. a.:

„Unvermerkt ist mir bald ein Vierteljahr als Lehrer vergangen; ich habe dasselbe im Umgang mit Pestalozzi und Schmid vergnügt und mit Belehrung zugebracht. Nur zu bald werden die anderen $\frac{3}{4}$ vorübergehen, zu bald für das Studium und zu langsam für die Heimreise, die für mich in den verschiedensten Richtungen der Eintritt in ein besonderes Lebensverhältnis sein wird. Nescia mens hominum fati, sortisque futurae!

Pestalozzi arbeitet mit einem unglaublichen Fleiße an der Herausgabe seiner Schriften, in der er seine sämtlichen Erfahrungen, Ansichten des Lebens und Grundsätze der Erziehung niederlegen wird. Staat, Kirche und Schule,

⁴¹ Vollständig abgedruckt in GSB I., S. 297 ff.

die Grundkräfte der menschlichen Entwicklung bieten sich darin die Hände zu dem schönen Bunde, deren gehörige Befolgung mehr als Alliance und Concordate die Menschheit weiter bringen würden. Seine Ansichten über diese wichtigen Gegenstände hat die Revolution erzeugt und sie sind durch ein langes tatenreiches Leben geläutert und bestätigt worden. Alter hat dem Feuer seiner Gedanken keinen Abbruch getan; nur scheint es mir, als gestalte sich jetzt seine Sprache in längere Sätze, wodurch es manchmal in theoretischen Werken dämmert. Jedoch ist seine Sprache ihm immer zu Diensten und die Schreibart, mit der er alles hinriß und mit der er die Bessergesinnten von beinahe ganz Europa in Bewegung setzte, steht ihm immer noch zu Diensten. Lienhard und Gertrud, das beste Volksbuch und dasjenige Werk, auf welches Pestalozzi am meisten hält, hat beinahe die letzte Feile erhalten. Zu Michaelis erscheint der erste Band. In diesem Werke spricht sich auch sein eigentümlicher Geist am deutlichsten aus und mit bewunderungswürdiger Kunst weiß er sub rosa den Fürsten die verfluchtesten Sachen zu sagen. In gewisser Hinsicht hat dies Buch einen doppelten Sinn. Für den Neugierigen ist es bloße Geschichte, der Unterrichtete betrachtet dies als Kleid und erfreut sich still am andern wie an einem nur ihm offenen Schatze. Wegen der Wichtigkeit der Sache selbst, als auch wegen meiner Stellung, wäre es mir sehr lieb, wenn Ihr in Eurem Brief, den Ihr ihm schreiben werdet, auf seine Werke subskribiertet. Er hat mir zwar ein Subskriptionsbillet geschenkt, immer aber läßt sich mit dem andern etwas machen.

In seinen Reden übt er über die Zuhörer große Gewalt aus. Ungekünstelt wandelt er den Gang der täglichen Umgangssprache und deswegen ist man ihm auch näher. Denn eine höhere Sprache, die sich in ungewöhnlichen Redensarten bewegt, erhebt uns zwar auch, aber der Mensch ist geneigt, Wahrheiten in höherer Sprache ausgesprochen auch mehr anwendbar in einem andern Leben, das höher ist als dieses, zu glauben. Natürlich wird sich die Sprache etwas veredeln, aber sie soll ja nicht durch den Stil uns fremd werden.

England nimmt großen Anteil an der Methode und an der Unternehmung; P. verdient es, daß ein edles und an Hilfsmitteln reiches Volk dem Verkannten, dem übermäßig Gelobten und übermäßig Getadelten unter die Arme greife. Diese Unterstützung seiner Zwecke kann vielleicht und wird es . . . bewirken, daß einmal seine Ansichten und Grundsätze anerkannt werden . . . Der Ausgang dieser Teilnahme schreibt sich von der Stiftung in Clindy her. Seitdem diese Armenschule in unbestreitbarem Erfolge als tatsächlicher Beweis dasteht, scheint England gewonnen zu sein. Vieles, was bisher nur als reiner Gedanke im Buch vorhanden war und vielleicht noch lange der Erweckung gewartet hätte, lebt nun hier als schöne Sache und Tat. Die Engländer haben einen praktischen Sinn und vorzüglich das regt sie an, was augenscheinliche Vorteile für Kunst und Manufaktur verspricht. Geometrie, Zeichnen und Rechnen tun dies aber in vorzüglichstem Maße. Pestalozzi schickte daher, um diese Teilnahme zu nähren, vor 3 Monaten einen Engländer Greaves, der hier Lehrer der englischen Sprache ist, mit bestimmten Aufträgen nach London, der dort die gehörige Motion gemacht hat. Er ist jetzt wieder zurück. Die Reise

hat den erwünschten Erfolg gehabt. Beinahe das ganze pädagogische Publikum ist aufgeregt und glücklich eingetreten. Es läßt sich erwarten, daß dieses entschiedene Gewicht der guten Sache den Ausschlag geben werde. Die beiden Vorsteher verschiedener Parteien und eines Zweckes, Bell und Lancaster, die bei gleichen pädagogischen Ansichten sich doch immer reiben, werden entweder selbst hierher reisen und sich längere Zeit aufhalten oder verständige Männer zum Studium der Methode abschicken. Dabei kann es mir nicht fehlen, ihre Bekanntschaft zu machen, die allerdings für mich wichtig sein muß.⁴² Meine Bearbeitung der lateinischen Sprache nach Pestalozzischen Ansichten schenkt mir manche interessante Bekanntschaft zu und es kommt mir manchmal selbst lächerlich oder doch kurios vor, wenn diese Leute oft unverdientes Aufheben von dieser zwar nicht unwichtigen, aber bei weitem noch nicht vollendeten Sache machen. Soviel bin auch ich überzeugt, daß die Idee und ihre Ausführung, wenn diese gelingen sollte, eine neue Bahn dem Lateinischen brechen würde. Ich habe nun angefangen, nach diesem Plane 12 Zöglinge zu unterrichten. Die bisherigen Resultate sind mir erfreulich, ob sich gleich ihre Wohltätigkeit nur in der Folge zeigen kann. Lieb wäre es mir, wenn ich den Gang in diesem Jahre durchhauen könnte. Das Gerüste oder das Skelett ist fertig. Täglich arbeite ich einige Stunden dran und der Fleiß meiner Zöglinge nötigt mich ohnedem immer, für fertigen Stoff zu sorgen. Vielleicht ist auch diese Anstrengung etwas daran schuld, daß ich seit einiger Zeit etwas Kopfweh habe. Indessen sage ich in meiner Freude oft zu mir selbst: Hol' der T-f-I den Kopf, wenn nur die Arbeit zu Stande kommt.

In Schottland ist die Methode in wackeren Fortschritten begriffen. Mehrere Institute blühen dort. Auch ist hier Herr Buchholz, der als Instruktor nach Schottland geht und der gewiß viel zur Verbreitung des Guten und Menschlichen in diesem Lande beitragen wird. Sonderbar ist es, daß die Methode aus Amerika nach dem benachbarten Paris wandern mußte. Vor 12 Jahren ohngefähr gingen von hier vier Lehrer Frik, Schär, Näf und Alphons nach Amerika und breiteten sie dort aus. Nun kehrte von dort ein Franzose Phiqueral, den sie mitnahmen, nach Paris zurück. Neulich schrieb er an das Institut um Übersendung aller über diesen Gegenstand erschienenen Schriften. Schmid, mit dem ich sehr gut auskomme, wird auch nächstens eine Ankündigung verschiedener Schriften über Mathematik drucken lassen. Ich freue mich herzlich darauf, indem durch solche Ausarbeitung das Treffliche

⁴² Andrew Bell und Josef Lancaster bildeten gegen Ende des 18. Jahrhunderts in England ein System des gegenseitigen Unterrichts aus. Man teilte dabei die Schüler in eine Menge kleiner Klassen ein, davon jede, unter Oberaufsicht eines Lehrers, durch einen fortgeschrittenen Schüler in den nötigsten Fertigkeiten soweit geübt wurde, als dieser sich selbst vorher von dem Lehrer unterrichtet hat. Das System wurde von P. Girard in Freiburg weiter ausgebildet und fand auf dem Kontinent weite und rasche Ausbreitung. Mit wenigen, schlecht bezahlten Lehrkräften waren sehr große Leistungen zu erreichen; die Anwendung der P.schen Methode erheischte dagegen viele Lehrer. In Zürich, wo P. sowieso unbeliebt war, lehrte man daher an der Armenschule nach der englischen Methode. Vgl. „Neue Zürcher Zeitung“, 1944, Nr. 1603 und 1626.

dieser Lehrart nur gewinnen kann und es ist wichtig, daß man sich in allen Fächern versuche, daß man jede Sache von vielen Seiten kennen lerne. Da wir beide in einem Zimmer zusammenwohnen, so werden wir dann oft beide mit dem Finger an der Nase oder uns hinter den Ohren kratzend, dasitzen und arbeiten. Ohnedem haben wir beide die artige Gewohnheit, bei Behandlung schwieriger Arbeiten zu schwatzen oder im Zimmer agierend auf- und abzu-
laufen.

Die Verbreitung Pestalozzischer Schriften in meinem lieben Vaterlande liegt mir sehr am Herzen und ich habe schon längst darüber nachgedacht, wie man das Ding angreifen müßte, um es einzuleiten und gehörig in Gang zu bringen. Sollte es besser sein durch Ankündigung in einer Zeitung oder, weil diese nicht allgemein genug sind, durch eine besondere kleine Schrift? Was meint Ihr? Beinahe würde ich Letzteres vorziehen, da ich so manches zur Sprache für das Publikum unseres werten Vaterlandes in dieser heiligen Sache zu bringen hätte. Vielleicht könnte ich es als Landeskind, der mit manchem Gebrechen bekannt ist, so stimmen, wie es für die Ohren unserer teils schläfrigen, teils einschläfernden Volksgeister erforderlich wäre. Ich bitte Euch besonders um Eure Ansicht. Mit Pestalozzi habe ich darüber bereits gesprochen; er stimmt für das Letztere.“

Immer klarer sah Roth auch, daß sich der Verwirklichung der Erziehungsideale unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen werden, solange die von ihnen beseelten Lehrer fehlen. „Auf Bildung der Lehrer muß zuerst und vor allen Dingen Sorge getragen werden. Ohne diese Bildung von Lehrern muß jede Reform scheitern.“ Ein Landschulseminar sollte auch in Siebenbürgen errichtet werden, und zwar auf dem Lande, damit es den Zusammenhang mit dem Volk nicht verliere und die richtige Naturerkenntnis auch praktisch zum Hauptgegenstand des Unterrichts ausgebaut werden könne.

Bezeichnend für den von Pestalozzi mitgerissenen Jünger ist ein in jenen Tagen an einen in Tübingen studierenden Landsmann, Michael Ferdinand Scholtes aus Bistritz gerichteter Brief, in welchem u. a. zu lesen ist⁴³:

„Volkserziehung gewinnt besonders durch Berücksichtigung der ganzen Nation eine interessante Seite. Das Volk ist Stammhalter der Nation und des-

⁴³ Vollständig abgedruckt in GSB I., S. 284ff. Dagegen fehlt darin der an den Ungarn Joh. Mudrony am 9. Juni 1819 gerichtete Brief, aus welchem hier folgende Stelle festgehalten werden möge: „Pestalozzi, rara luna inter micantia sidera, psychologia empirica nitens res paedagogicas magis promovet, quam ad hunc diem vires unius hominis valuerunt. Apud me stat sententia, cum providentia Dei ad succursum labentis generis humani missum esse. Quare suum cultum et suam methodum ad nostram Salutem detectam, omnes vitam componere statui.“ Abschrift im Briefbuch, 1819, S. 130.

wegen tritt die Beleuchtung dieses Gegenstandes: der Nationalcharakter, als der glänzendste Punkt hervor. Auf dies muß als auf die Grundlage jeder Volkserziehung gebaut werden. Denn wie die Menschheit in jeder einzelnen Person individuell erscheint, so offenbart sich auch die menschliche Würde nur als nationale im Volke. Dieser Charakter ist, solange er ungetrübt und unverrenkt ist, immer lóglich und ehrenfest. Da nun jedes Volk eine besondere Stellung und einen eigentümlichen Einfluß auf das Leben der Menschheit hat und nur durch Anziehung oder Abstoßung dieser Kräfte eine Weltgeschichte möglich und denkbar ist, so haben schon längst gründliche Denker das Heil der Welt in der vollkommenen Ausbildung dieses ursprünglichen Nationalcharakters gesucht. Nun aber läßt sich dieser nur aus der Geschichte schöpfen, die hier als Spiegel der Selbsterkenntnis erscheint. Es müßten daher nur diejenigen Willensäußerungen eines Volkes in die Geschichte aufgenommen werden, die in dem Volksgeist gezeugt oder in demselben ausgeprägt worden sind. Ich halte z. B. die französische Revolution für eine solche; unsere siebenbürgischen Anteile daran scheinen aber mir nicht in unserem Wesen, sondern in dem Wesen desjenigen Staates zu liegen, unter dessen Botmäßigkeit wir stehen! — Ein Volk, welches keine Geschichte hat, kennt sich noch nicht, denn es fehlt ihm teils die Haltung in der jetzigen, als auch der sichere Schritt in der künftigen Zeit. Wenn daher Klein etwas fürs Volk und seinen Namen zu tun hat, so wird er uns, da er sich mit Geschichte, wie Du mir gesagt hast, beschäftigt, durch eine solche Sachsengeschichte erfreulich. Dieser Gesichtspunkt muß aber dem Geschichtschreiber immer vorschweben, denn im anderen Falle käme sonst eine Staaten- und keine Volksgeschichte zur Welt. Das Landvolk aber, das heißt derjenige Teil der Nation, der noch nicht vernatürlicht ist, bleibt immer der Commentar zu dieser Geschichte. Denn der Geist in großen Städten, an den giftigen Sümpfen der Höfe ist sich immer gleich, und weil er in seiner Individualität tot ist, existiert er noch in der Fäulnis des gesellschaftlichen Lebens, das wohl Formen, aber keine Unterlage von Selbstständigkeit hat. —

Da lob ich mir auch aus dieser Rücksicht das einsame Dörfchen, das mit seinem Kirchturm zwischen den Bäumen hervorragt. Hier find ich noch Menschen. In Wien, Paris, London finde ich nur Wiener, Pariser und Londoner und für die große Seelenzahl keine Menschen. Mit Liebe denke ich daher nach Kleinschelken zurück, weil ich außer unseren dortigen traulichen Verhältnissen noch ein Mikrokosmos unserer Nation darin erblicke. Wir Pfarrersöhne haben durch unseren Aufenthalt auf dem Lande in der Kenntnis des Volkscharakters einen bedeutenden Sprung vor jedem Stadtkind. Wir wissen, daß die Volkserziehung nicht nur nötig ist, weil darin manches Genie unbekannt umherwandle, sondern hauptsächlich darum, weil die Wurzel des Nationalbaumes das Volk ist, von dessen Stärke, Gesundheit und Wohl das Ganze wesentlich abhange ...“

Im Sommer des Jahres 1819 begannen für Roth wieder unruhige Zeiten. Die von „freundlichen Ratgebern“ beeinflussten Eltern drängten

auf Heimkehr. Krankheitsfälle wirkten sich auf die Stimmung des Vaters besonders ungünstig aus. Roth wehrte sich gegen die fremde Einmischung und suchte den Vater umzustimmen. Einem Tübinger Freund schrieb er gleichzeitig:

„Gern bin ich hier — Pestalozzi und sein Freund Schmid lieben mich und unter die Lehrer stellt mich diese Liebe gerade in soviel Ansehen, als ich notwendig habe. Dauernd lebe ich hier zufrieden, warum aber auch nicht? Wie wohl ist's mir unter meinen Kindern und wie wichtig ist es mir unter ihnen zu leben! Ich mache Erfahrungen, die mich bei dem Hinblicke auf meine Zukunft sehr glücklich machen. Engel, Engel sind die Menschen in ihrer Kindheit oder können es alle werden. Von der verdorbenen Menschennatur sage mir niemand etwas, die Verderbnis kommt auf Rechnung der Welt.“

Gewissensfragen ließen ihn am 1. August an den Vater schreiben:

„Über Kopf und Hals beeile ich mich mir den vorgesteckten Plan meiner pädagogischen Ausbildung zu erreichen, aber es braucht Weile. Wochen vergehen mir wie Stunden und am Ende des Monats erschrick ich vor der Überlegung: wie wenig ich vorwärts geschritten bin. Die Erlangung äußerer Kunstmittel in der Erziehung kann auch nur langsam wachsen, aber mit meiner eigenen Menschensache, mit der inneren Reinigung geht es saumselig. Ach, welche Kluft ist zwischen dem Wissen des Guten und dem Tun; und wie schwer wird es, das ins Leben zu setzen, was sonst, ohne daß es ins Leben gesetzt ist, gar keinen Wert hat. Man lebt in der Lauheit, ist weder ein Held, noch ein Sünder größerer Art. Was hilft es endlich, nicht gestoßen, nicht gehurt und nicht totgeschlagen zu haben? Dieses bloße Nichtstun ist der wahre Tod und wie wenig kommt man auf dem Wege der Bestimmung fort? Ich erteile Religionsunterricht — aber — wie oft werde ich schamrot, wenn ich lese, was ich sollte und nicht tue. Hier ist es besonders, wo wir und unsere Zeit so weit zurück sind. Wir schwatzen und kommen doch auf dem Wege der Seligkeit nicht weiter. Jeden Tag bete ich, aber nach einem Gefühl der Pflicht. Die eigene Weise des Gebets kommt aber nur von Gott. Ich stehe da, besehe mich in meinen Mängeln, in meiner Elendigkeit und spreche mit dem Mund, fühle es auch im Herzen, aber der heilige Geist, der alles durchdringt, wohnt nicht in mir. Innere Rücksicht und die Welt umgeben mich und wie schwer und wie selten gelingt es mir, alles wegzuerwerfen und aus bloßer Liebe zu Gott zu handeln. Ich zweifle nicht und habe den Glauben; aber das Leben der Frömmigkeit und Gottesfurcht ist in mir noch nicht aufgegangen. Wie viel fehlt mir zu einem Religionslehrer! Lieber Vater, mit diesem Gefühle trage ich mich oft herum und das Bibellesen bei meinen Kindern öffnet mir oft himmelhohe Gründe der Verderbnis des menschlichen Herzens. Gott, wie kann man predigen und das nicht tun! Begegnet mir ein Bettler, so zittert in ihrer Schwäche die eigennützige Hand, wenn ich nicht kleines Geld habe. Zum christlichen Leben gehört mehr als nur bürgerliches Rechtstun; und gibt uns noch keinen Teil am ewigen Leben. Die Gnade wird mich auch aufnehmen

und mir den Geist der Wahrheit und der Liebe geben. Wir wandeln hier nur im Schatten, von oben muß das Licht kommen; auch mir wird es kommen.

Die religiösen Fundamente der Erziehung führen den, der es redlich mit der Sache meint, zu mancher Prüfung und wie oft steht der gelehrtere Erklärer der heiligen Schrift vor dem unschuldigen Herzen und dem reinen Sinn der Kinder am Pranger. Unserem jetzigen Volksleben fehlt die Religion und allein durch Moral kommt man über das Gebiet der Krisis nicht hinaus. Ich will nicht ermüden und an mir arbeiten. — Aber einen Feuerbrand hat mir die Theologie in meine unschuldige Seele geworfen. Das Gebäude des unbewußten kindlichen Glaubens ist in der stolzen Meinung des Wissens, in der Täuschung des Gelehrtseins verbrannt und jetzt sitze ich auf den rauchenden Trümmern und weine über die Täuschung und über den Verlust. Die Zwietracht des Wissens und Tuns, des Glaubens und Handelns, des Fühlens und Wollens muß noch ausrauchen und ausbrennen und ehe ich die Hände sinken lasse, will ich arbeiten so gut ich kann und Gott wird das Wollen annehmen als Vollbringen. Man hat mich von dem Glauben der Liebe und des Christentums mehr sprechen gelehrt als ich eigentlich glaubte und litt und Christ war. Der Glauben aber muß durch das Glauben und nicht durch das Wissen und Verstehen des Geglaubten; die Liebe muß wieder aus der Liebe und nicht aus dem Wissen und Lernen des Liebenswürdigen und der Liebe selber und dem tausendfachen Gerede über das Lieben hervorgebracht werden.

Dieses sind meine heutigen sonntäglichen Betrachtungen — ich teile sie Euch mit, weil ich mit Euch leben will.“

In diesen schweren Tagen entschloß sich Roth, der Theologie vollständig zu entsagen. Beklommenen Herzens verständigte er die Eltern von diesem Entschluß und teilte ihnen auch mit, daß er sich mit Marie Schmid, der Leiterin der Armenschule, verlobte. Er bat um den Segen der Eltern. Er arbeitete fleißig an der Sprachmethode weiter und suchte sich auch im Gesangsunterricht auszubilden. Einen Schüler Nägelis, den Musiklehrer Girsbach in Würzburg, der 1817–18 in Yverdon tätig war, bat er wiederholt um Anweisungen und schrieb ihm am 25. Oktober 1819 u. a.:

„Unsere Volksschullehrer in Siebenbürgen müssen einer alten Sitte gemäß alle singen und noch dabei ein Instrument spielen; deswegen ist denn auch unser Kirchengesang mehr Chor als anderswo und bei der sonstigen Vorliebe für Musik sind wir darin nicht sehr weit zurück. Wie aber der Gesang insbesondere als Bildungsmittel aufgefaßt, belebend und erhebend ins Volk hinübergeleitet werden solle, daran hat man, da man die Mängel nicht kannte, noch nicht mit dem gehörigen Ernste gedacht. Schon daß wir den Gesang immer mit uns tragen und keines weiteren Apparates als eben unsrer selbst bedürfen, daß weiters in ihm eine Wurzel zum weiteren Familienbunde ruht, und endlich daß die höchste Kunst, die Poesie, in ihm lebendig wird, um dies und um noch mehreres ist mir die Sorge für den Gesang eine Herzensangelegenheit. Jedoch ist es in Deutschland gar nicht ein unbebautes Feld, viel-

mehr kann unser gemeinsames Vaterland darin viel Gutes und Gelungenes aufweisen. Wie aber überhaupt, so hat sich auch hier die Sorge mehr auf das Höhere, Vollendetere, als auf die erste Stufe zum Höheren und Vollendeteren gerichtet, und es tut wahrlich not, daß schon von vornhinein der Gesang als Grundlage aller Musik musikalisch in Ohr, Herz und Kehle eindringt. Für große Ausdehnung hätte ich ohnedem nicht Mittel, ich muß daher alles in mir selber zu vereinigen suchen und in dieser Rücksicht muß ich sagen, daß mich nie Armut reich machen soll und muß. Um also einstmals Gesang in eine Armenschule einzuführen, muß ich selbst singen können und habe daher Ihrer Ansicht und Ihrer Lieder nötig.“

Gleichzeitig ging ein Brief an seinen Freund Joh. Michael Wellmann in Heltau (Siebenbürgen) ab, den Roth als Religionslehrer für Yverdon gewonnen hatte, aber wegen ökonomischer Schwierigkeiten im Hause Pestalozzis doch nicht kommen ließ. In diesem Brief, der Folberth unbekannt blieb⁴⁴ und in den GSB fehlt, lesen wir die für die Yverdoner Verhältnisse kennzeichnende Stelle:

„Unser Haus, nur durch sich selber sich erhaltend, kann sowohl durch äußere als durch innere Gründe aufgelöst werden. Unserm Pestalozzi ist das Institut nie eine Geldquelle oder Goldader gewesen; an dem hohen Abend seines Lebens wird er dasselbe nicht dazu machen wollen. Sobald daher P. die Überzeugung hätte, dasselbe stehe nicht mehr im Dienste der Menschenbildung und es könne weiter zur Auffindung der Elementarbildung nichts Bedeutendes beitragen, so würde er selbst die Hand an seine Auflösung legen . . . Hier in der Nähe läßt sich für Pestalozzis Sache weniger Boden gewinnen. Überhaupt scheint er mehr um Krieg zu führen, als um den Frieden zu genießen, in die Welt gesetzt worden zu sein. Mit Schild und Speer steht er im Herzen seines wenig erkenntlichen Vaterlandes. Selbst die Stadt, worin wir leben, ist uns abgeneigt.“ (Hoffnungen auf England.) . . . „Vermöge den überwiegenden aristokratischen Grundsätzen ist ihm ein großer Teil der Schweizerstädte abhold. Seine reine Volksliebe zieht ihm viele Tadler zu, macht ihm viele Hasser. Die Regierung selber, sit venia verbo, steht teils als müßiger Zuschauer da, oder sperrt sogar den Einfluß unseres Hauses durch geistige Mauern und Schlagbäume. Ja, es werden sogar Schritte zur Untergrabung getan . . . Überhaupt kannst Du dir den Geist der Zeit gar nicht vorstellen . . . Eine Klasse, welche sich besser dünkt als eine andere, arbeitet P. entgegen, obgleich er zu keiner Partei gezählt werden kann. Sein Eifer aber für die Sache der Menschheit hat ihn oft zu Schritten verleitet, die über sein Vermögen waren und dies ist die Ursache, warum er in ökonomischer Hinsicht geschwächt ist. Noch bleibt es mir ein Wunder, daß er nicht ganz zu Grunde gerichtet sey.“

Nach Neujahr 1820 mußte Roth die Arbeit wegen Krankheit unterbrechen und erst gegen Ende März konnte er sie wieder aufnehmen. Auf

⁴⁴ Original im BM, Mss. P 7, M. t. III. 2.

dem Krankenlager reiften Pläne für die zukünftige Tätigkeit in Siebenbürgen. Roth schilderte sie am 17. März den Eltern:

„Nicht leichtsinnigerweise, sondern mit bedächtiger Sorgfalt, mit ernster Prüfung habe ich mich und mein Tun durchforscht; ob ich auch in der Erziehung des Menschen ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung sei und sein könne. Ich wollte untersuchen, ob mein Eifer, meine Bestrebungen, meine Arbeit nicht eine schlechte Triebfeder in gehässigem Grunde habe. Hiebei setzte ich meine Eitelkeit, meine Gemächlichkeit, meine Schwäche auf die Probe. Ich wollte mich nicht in den Strom hineinwerfen, wie ein Rasender, der entweder darin untergeht oder fortgerissen wird, ohne zu wissen wohin.

Lieber Vater, ich habe den Beruf meines Lebens gefunden; die Bestimmung meiner Pilgerschaft ist aufgegangen. Indem ich meinen Beruf und meine Bestimmung erkenne, ist es in meiner Brust himmelrein, ich möchte sagen himmlisch. Der gestaltlose und unbekannte Drang, der mich hin und her trieb, der mich die Welt und das Leben nicht in ihrer wahren Gestalt erkennen ließ, hat sich geläutert und geklärt, wie der neue Wein nach der Gärung . . . Nicht mehr unsicher bin ich mit dem was ich will; nach einer gewonnenen höheren Aussicht meines Lebens hat sich mir in meiner Seele ein festes Wollen, ein unerschütterlicher Beruf festgesetzt. Das Leben hat Wert und Bedeutung gewonnen. Ich bin vom Gedanken der Menschenerziehung geheiligt. — Ich freue mich so sehr, daß ich mit mir ins Reine gekommen bin. Freut Euch mit mir: ich habe meinen verlorenen Groschen, meinen verlorenen Frieden wieder gefunden. Wie wohl daß es einem ums Herz ist, wenn man auch noch nicht Gutes getan hat, sondern auch nur den Entschluß Gutes zu tun gefaßt!

Durch Erziehung von Dorfschulmeistern hoffe ich mein Pfund, das mir Gott verliehen hat, am besten anzuwenden. Eine Bauernhütte ist meine und meiner Zöglinge Wohnung, was wir mit Spaten und Haue erarbeiteten, wäre uns hinlänglich zur Nahrung, der Leinwandbau gäbe uns den notwendigen Stoff zu Kleidungsstücken, welchen das weibliche Personale verarbeiten würde. Ein Dutzend für den Lehrerstand geschickte Kinder von 13 16 Jahren wären in Feld und Haus geschäftig und den Abgang ersetzte immer ein neuer Zuwachs. So wäre es möglich, unsere Dorfschulmeister zu verbessern. Ein Geist der Liebe umschlänge die zu der Mutteranstalt Zugekommenen mit den Abgegangenen. Die Fortschritte beider würde man sich mitteilen und so wäre ein einfacher Weg zu einer allgemeinen Volksbildung in geistiger und industriöser Hinsicht eröffnet und angebahnt. Vater, Mutter! In der Ausführung dieses Projektes wollte ich mein Leben zubringen; hier wollte ich leben, hier wollte ich sterben.

Ogleich ich fühle, daß mir zur sicheren Führung der Anstalt vieles abgeht, so werde ich es doch tun, weil es kein Besserer, ja kein anderer tut. Eine praktische Bildung von frommen und tätigen Schullehrern in Rücksicht des Unterrichtes und der Erziehung kann vom Gymnasium nur schwer ausgehen und die erwachsenen Bäume lassen sich nicht beugen. Mitten in der Anschauung des Volkes würde die Einsicht dessen, was not tut, auffallen und der be-

ständige Anblick der Quellen, aus denen sich unsere Volksarmut, unsere geistige Verwahrlosung des Volkes ergießen, würde eine beständige Aufforderung sein, sie zu verstopfen.

Dies ist mit wenigen Worten das, was ich wünsche. Inwieweit sich dieses mit dem geistlichen Stande vereinigen läßt, weiß ich nicht. Denkt darüber nach, ich bitte Euch drum von ganzem Herzen. Ich will Eure Hoffnung nicht mit Fleiß zerstören. Geliebte Eltern! Ich habe Euch seit meinen ersten Kinderjahren keinen Kummer gemacht. Gott wird uns bewahren, daß Ihr keine gerechten Tränen über mich vergießen sollt. Ich fühle, daß ich nicht lange leben werde, ein steinalter Mann werde ich nicht. Gerne möchte ich mein Leben durch irgendetwas verlängern, was dem Vaterlande frommte.“

Zwei Tage später trug er folgendes in sein Briefbuch ein:

„Die XIX Martii

Deo sit laus et gloria in excelsis.

Gestern vor dem Essen überreichte mir Herr Pestalozzi einen Brief von meinem Vater . . . , worin er meine Heimkunft in kräftigen Worten fordert. Herr Pestalozzi hat mir denselben einige Zeit vorenthalten, weil er, wie er sagte, einen Rückfall befürchtete. Ich dachte nun an meine vergebliche Mühe mit dem *Opusculum latinum*, mit der Theorie des Sprachunterrichts etc. etc. Bis nach Pfingsten muß ich wenigstens noch hier bleiben, aber der Gedanke der Trennung lastet schwer auf mir. Doch heute am 19. März (Sonntag) 7 ¼ sage ich: Laus sit deo et gloria in excelsis. — — — Omnia deus bene vertat.“

Noch am 18. März antwortete Pestalozzi dem alten Roth mit folgendem Briefe⁴⁵:

„Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! Herzlich verehrter Freund! Ihr geehrtes Schreiben ist mir schon vor zwei Wochen zugekommen, aber ich wagte es damals nicht, den Inhalt desselben Ihrem Herrn Sohn zu eröffnen, da er noch an einem äußerst gefährlich scheinenden Entzündungsfieber krank lag und ich befürchten mußte, der Inhalt desselben möchte ihm unter diesen Umständen nachteilig sein. Jetzt aber ist, gottlob, alle Gefahr vorüber — seine Wiedergenesung geht außerordentlich und über unsere Erwartung schnell — und ich habe, sobald ich es mit Sicherheit durfte, keinen Augenblick versäumt, ihm den Inhalt Ihres väterlichen Schreibens zu eröffnen und ihm denselben mit der ganzen Stärke der rührenden Ausdrücke Ihrer Sorgfalt und Liebe ans Herz zu legen. Seien Sie versichert, daß alles, was von mir abhängt, getan werden soll, ihn zu bewegen, Ihrem väterlichen Willen zu entsprechen. Ich bitte aber diesen Ihren Willen in beschleunigter Rückantwort an mich noch einmal zu bestätigen, damit diesfalls keine Verspätung statffinde, und ich für jeden Fall in den Stand gesetzt werde, die ungesäumte Erfüllung Ihres Willens mit allen nötigen Motiven und mit aller Stärke zu unterstützen. — Ihr Sohn bereitet gegenwärtig einige meiner Zöglinge zum Zutritt zur heiligen Communion und hat

⁴⁵ Original in Privatbesitz zu Kronstadt (Brasov). Erstmals veröffentlicht von Gräser, a. a. O., S. 89; GSB II., S. 32ff.

mir in Rücksicht auf Ihr Schreiben geantwortet, daß vor Pfingsten, wo dann dieser Unterricht geendet sein werde, von der Abreise von hier keine Rede sein könne. Er hat mich auch bei meiner diesfälligen Unterredung mit ihm gebeten, ihm Ihren Brief selber zu Händen zu stellen, und ich habe keinen Anstand genommen, es sogleich zu tun.

Lieber, verehrungswürdiger Herr und Freund! Seien Sie versichert, daß ich die schnelle Befolgung Ihres Willens mit Ernst wünsche und nichts versäumen werde, was irgend etwas zu Erfüllung Ihrer Wünsche beitragen kann. — Da Ihr Herr Sohn Ihnen selbst schreiben wird, so bitte ich Sie mir das, was Sie ihm diesfalls antworten werden, copialiter zuzusenden, damit jedes Wort, das ich weiter diesfalls an Ihren Sohn werde gelangen lassen müssen, in vollkommener Übereinstimmung mit Ihren Äußerungen an ihn bleibe.

Genehmigen Sie, Edler, herzlich verehrter Herr Pfarrer, die Versicherung der vorzüglichsten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe mich zu nennen dero gehorsamster Diener und Freund

Pestalozzi.“

Roth fügte sich, wenn auch nicht gern. Am 6. April 1820 reiste er von Yverdon mit folgendem Zeugnis Pestalozzis ab⁴⁶:

„Daß Herr Stephan Ludwig Roth, aus Kleinschelken in Siebenbürgen, ein Jahr als Lehrer in meinem Institut gestanden und sich nicht bloß durch seine Kenntnisse, seinen Eifer und seine die Zöglinge geistig und gemütlich ergreifende Art, sie zu behandeln, sehr vorteilhaft auszeichnet, sondern mir noch besonders in meinem Versuch, den Sprachunterricht memnonisch und psychologisch zu erleichtern und zu vereinfachen sehr wesentliche Handbietung geleistet, indem er meine diesfälligen Grundsätze mit entschiedenem Erfolg auf den Unterricht in der lateinischen Sprache angewandt, sodaß er in dieser Rücksicht wirklichen Anspruch auf meine Dankbarkeit besitzt, sowie er dasselbe auch in Rücksicht auf seine tätige Anhänglichkeit an meine Lebenszwecke verdient und auf immer meiner freundschaftlichen Ergebenheit versichert sein soll, bezeugt

Yverdon, 5. April 1820

Pestalozzi.“

Von Yverdon eilte Roth nach Freiburg, um dort etwas Französisch zu treiben und die Schule von Père Girard zu besuchen. In einem von Freiburg am 8. Mai an den Vater gesandten Brief lobte er die Schule und schrieb weiter⁴⁷:

„Obgleich noch manches Mönchswesen sich hie und da zeigt, so lebt doch im Ganzen ein herrlicher Sinn. Wäre ihm die aristokratische und jesuitische Partie, wo eine die andere unterstützen soll, wie man sagt, nicht im Wege, so

⁴⁶ Original ebenfalls in Kronstädter Privatbesitz. Abgedruckt bei Gräser, a.a.O., S. 18, und in GSB II., S. 38.

⁴⁷ Stelle von Folberth nicht in die GSB aufgenommen. Nur im Briefbuch erhalten.

würde sich das innere Leben noch schöner entfalten und in gediegenern Formen offenbaren . . .

Die Methode selbst allerdings verdient diesen Namen nicht, wenn man nach der pestalozzischen Methode diesen Begriff aufstellt. In Yverdon versteht man nämlich unter Methode: den geistigen Entwicklungsweg in der Darstellung des Unterrichtsstoffes nach der Natur des Faches und der Natur unserer geistigen Empfängnis. Die Bell-Lancastersche ‚Methode‘ ergreift und diszipliniert den Stoff und dringt nicht so tief psychologisch.“

In Freiburg, wo u. a. über „Kants Philosophie viel gesprochen wurde“, erhielt Roth die Einladung, an einem Londoner Lyceum zu lehren, er lehnte sie jedoch ab und reiste nach Hofwyl weiter. Von dort schrieb er am 17. Mai an einen Siebenbürger Freund u. a.⁴⁸:

„Die Datierung dieses Briefes wird Dir sagen, daß ich mich im Augenblicke in der großen Anstalt des Herrn von Fellenberg befinde. Schon meine Heimreise führte mich hier durch, mehr noch das Interesse, das ich immer an dieser wichtigen Unternehmung genommen habe. Seitdem ich mich mehr und mehr an die pädagogische Welt anzureihen suche, gewinnt in meinen Augen jede Anstalt dieser Art an Wichtigkeit, so daß es mich Mühe kostet, solche zu verlassen, ohne sie gehörig in mich aufgenommen zu haben. Zuerst muß ich Dir sagen, daß ich den 6. April das geliebte Yverdon verlassen habe. Ich schlug den Weg nach Freiburg ein. Hier hat Pater Girard, ein braver Franziskaner, die Stadtschule nach dem Muster englischer Anstalten eingerichtet. Diese Lehrart des Bell und Lancaster ist jetzt weit in der Welt verbreitet; ihr Wesen gründet sich auf die Verteilung einer großen Klasse in mehrere Abteilungen und auf der Benutzung eines Zöglings zum Unterricht der anderen. Den 17. Mai kam ich hier bei Herrn von Fellenberg an. (Schon bei meiner Reise nach Yverdon hatte ich die Ehre, ihn zu sehen und zu sprechen.) Seine Anstalt geht ins Große; und wenn gleich keine schöpferische Idee aus ihr, wie in der Pestalozzischen hervorgegangen ist, so benützt er doch aber gute Maße. Er hat eine gelehrte Schule, eine Armenschule und eine landwirtschaftliche Anstalt. (Alle drei stellen ein Bild des Lebens vor.) Es macht mich so unzufrieden mit mir, wenn ich 9–10jährige Kinder den Homer lesen sehe, da mir kaum ein Blick hinein erlaubt ist. Unser bißchen Latein entschädigt wie manchen andern mich auch nicht. Das schöne griechische Altertum liegt für uns größtenteils verschlossen, wir hatten darin im Anfange zu unwissende Lehrer. Gott verzeihe es ihnen, daß ich mit nur zu wahrem Recht dies mein Bekenntnis machen muß. An der Gelehrtschule sind gegen 30 Lehrer angestellt. Es ist ein hoher Genuß, mit diesen Leuten umzugehen; ich wünschte Dich gern hier bei mir. Im Anfange wollte ich nur einen Tag hier bleiben, um diesen Mann und seine hiesigen Freunde noch einmal zu sehen. Herr von Fellenberg ersuchte mich aber wenigstens eine Woche hier zu bleiben und hat mir auch jetzt wie zuvor eine Lehrerstelle angetragen. Ich wollte es gerne,

⁴⁸ Der ganze Brief veröffentlicht in GSB II., S. 249ff.

kann es aber nicht⁴⁹. Meine Eltern wünschen, daß ich zurückkäme und dies ist stärker als all das Interesse, welches mich hieher fesselt. Wie glücklich war ich nicht in Yverdon! Auch hier würde ich es sein. Von hier bin ich gesonnen, über Basel nach Straßburg zu gehen, um alsdann über Karlsruhe, Tübingen nach Ulm zu kommen, wo ich mich einschiffen werde.“

In Hofwyl ließ er sich neben dem Schulunterricht auch in die neue Ackerbaumethode einführen, Zeichnungen der modernsten Gerätschaften geben und faßte den Entschluß, einen Fellenberg-Schüler später nach Siebenbürgen zu rufen. Von Hofwyl reiste Roth über Basel⁵⁰, Straßburg⁵¹, Karlsruhe nach Tübingen, wo er in fünf Tagen (26.–30. Juni) eine Dissertation über „Das Wesen des Staates als eine Erziehungsanstalt für die Bestimmung des Menschen“ schrieb und am 4. Juli das Doktordiplom erhielt. Mit dem Doktorhut wollte er eigentlich nur die Wiener Regierungskreise beeindrucken und bewegen, ihm zu erlauben, „eine Lehrerbildungsanstalt in Siebenbürgen nach Pestalozzischen Grundsätzen zu errichten“, und diese Anstalt sollten sie unterstützen und fördern. Roth traf am 18. Juli in Wien ein, wo ihn bereits ein Ruf an das Gymnasium in Hermannstadt erwartete. Er lehnte ihn ab, weil er an einer Dorfschule wirken wollte. In der Hofkanzlei erhielt er den Auftrag, seine Pläne schriftlich

⁴⁹ Im Tagebuch ist zu lesen: „v. Fellenbergs aristokratische Kälte macht mir seinen Umgang nicht eben sehr angenehm.“

⁵⁰ In Basel machte auf ihn die Missionsanstalt einen tiefen Eindruck. Die luxuriöse Ausstattung der bürgerlichen Wohnungen überraschte ihn. Sein Gastgeber, Fuhrhalter Mieville, hatte in den Zimmern „vergoldete Tapeten“. Als etwas Unerhörtes bemerkte der Siebenbürger: „Hier kann man zu 3% soviel Geld aufnehmen als man will.“ — In St. Martin hörte er den Prediger Wick und in St. Peter den Pfarrer Vonbrunn. „Die Geistlichen tragen hier eine große weiße Halskrause und über dem Frack eine Art Kürschen, wie ihn die Frauen tragen, nur mit dem Unterschied, daß er unten abgerundet ist und große Ärmel hat.“ Die gut besuchte Kinderlehre fiel ihm auf.

⁵¹ Von Straßburg schrieb er den Eltern am 9. Juni u. a.: „Die Basler Missionsanstalt erweckte mich; diese frommen Menschen zündeten auch in mir die Flamme des lebendigen Glaubens an. Die Worte, die ich hier hörte, waren ein Quell des Lebens, der sich wie durch eine brennende Wüste ergoß. Ich fühlte mich stark und aufgelegt, jeden Kampf zu bestehen. Jetzt ist es so tot in mir und eine weite Leere umgibt mich. Seitdem ich französische Luft atme, welken in mir die Basler Gefühle. Sie sollen aber daheim wieder erfrischen. Denn nur diese Umgebung bringt es mit sich, daß ich nicht hier auch zu Hause sein kann. In Straßburg lebt noch die atheistische Periode fort und auf der Schneiderzunft erklärte erst gestern ein Buchdrucker Mayer, daß es besser getan sein würde, Voltaires Schriften zu drucken als die Bibel. Von den Schrecken der Revolution spricht man so kaltblütig wie von einer ganz gewöhnlichen Sache. Napoleon scheint in dieser Gegend noch viele Anhänger zu haben . . ., aus eigenem Interesse. Wie kann da das allgemeine Wohl gefördert werden?“ Vgl. auch GSB II., S. 259ff.

zu entwerfen. Daraufhin verfaßte er einen umfangreichen Aufsatz, der den an zwei Pestalozzischriften erinnernden Titel trug: „An den Edelmut und die Menschenfreundlichkeit der Besseren unserer Zeit! Eine Bitte und ein Vorschlag über die Einrichtung einer Anstalt zur Erziehung und Bildung armer Kinder für den heiligen Beruf eines Schullehrers auf dem Lande“ und der die frischen Grundsätze entwickelte, auf welchen Pestalozzis Armenschule in Clindy beruhte. Den Plan⁵² überreichte er am 16. August 1820 dem siebenbürgischen Hofkanzler in Wien, Samuel Graf von Teleki, und nun galt es, die Stellungnahme der obersten Behörde zu vernehmen. Eine solche ließ jedoch sehr lange auf sich warten, und da reiste Roth, diesmal wider den Willen der Eltern, heim, wo er Ende September ankam und wo er sofort mit der Protaganda für Pestalozzis Lehrmethode begann.

Der Erfolg des ersten Vorstoßes war nicht sehr ermutigend. Am 2. November schrieb Roth an seine Braut in Yverdon⁵³, die ihm folgen sollte, sobald er eine gesicherte Existenz hatte, etwas verärgert:

„Am ersten Tage, wo ich mit unserem Superintendenten sprach, der in unserer Nation der erste ist, war er ganz gegen alles, was Pestalozzi geleistet hat, eingenommen; am zweiten Tag behielt er mich zum Essen und sein ganzes Wesen war etwas gemilderter. Jede Betreibung eines umfassenden Geschäftes braucht Zeit . . . Stelle Dir für: Herr Superintendent behauptet, die Pestalozzische Methode finde nur bloß bei blödsinnigen Menschen statt: ein genialeres Volk, wie das unsere, bedürfe solcher Vehikel nicht etc. etc. Die liebe Menschennatur ist wohl in Bergen wie in Tälern, am ewigen Eise wie in den Sandmeeren eins. Jedoch so sind die Menschen. Es ist etwas ganz anders, teure Marie, in der Nähe von Pestalozzi über seine Methode zu sprechen und wieder etwas ganz anders in der Entfernung von ihm. Ohngeachtet er gar keine zweckmäßigen Mittel ergriffen hat, seine Umgebung für sich zu stimmen, so ist doch allmählich etwas von seinen Gedanken in die Menschen, die ihm zunächst stehen, übergegangen. Auch sehe ich, die jüngere Welt hat er mehr ergriffen und die erhabenen Ideen Pestalozzis in Rücksicht der Menschennatur, wie sie erzogen werden soll, finden an allen hiesigen wissenschaftlichen Männern die wärmsten Verehrer. In Hermannstadt ist besonders Herr Stadtpfarrer, dem ich neulich einen Besuch machte, (er ist uns anverwandt), für die Einführung dieser Methode. Wenn es ihm möglich wäre durchzudringen, so würde mir das ganze bereits bestehende Seminarium für Volksschullehrer übertragen werden. Indessen hat das seine Schwierigkeit. Ob wir sie überwinden, wird eine Zukunft lehren, die Gott zum Wohle meines Vaterlandes herbeiführen möge.“

⁵² Jetzt abgedruckt in GSB III., S. 60ff.

⁵³ Alle Briefe an Marie Schmid veröffentlicht von Otto Folberth in „Liebesbriefe St. L. Roths“, 1924.

Die Zeit verging und der erwartete Auftrag wollte nicht kommen. Roth war ungeduldig und klagte seiner Braut, die er um Geduld bat. Doch Marie Schmid hatte Angst vor dem Kampf in einem fremden Lande und löste die Verbindung. Der schwer getroffene Roth verstummte. „Über seine Lippen drang kein Wort mehr an die Geliebte, weder Segen, noch Fluch. Innerer Kampf versuchte Erinnern und Hoffen zu erdrücken“ (Folberth). Nur in einem einzigen Brief, den er an seine Tübinger Freunde richtete, brach „der verhaltene Schmerz mit all‘ der erstickenden Not der Heimatenge in erschütterndem Schrei aus.“ Er klagte darin:

„... Unser Superintendent, den ich besuchte, ist ein Antipestalozzianer, nicht aus Kenntnis der Methode, sondern aus einem befangenen Nachbeten fremder Urteile einer gelbsüchtigen Rezensentenzunft in Göttingen. Ich muckste mich also nicht und hielt meinen Plan im Sacke. Von allen diesen Drangsalen verlor auch mein Vater den Kopf und meinte, ich müßte wie alle übrigen die Landstraße wandeln; er selbst sei derart zu Ehre und Vermögen gekommen und das Ei müsse nicht klüger sein wollen als die Henne. Wer blieb mir also übrig? Mein Liebchen! In meinem Gemüte blühte mir also noch mein Paradies, ringsum war Wüste. Dieser Seele hatte ich mich bisher ausgeschüttet, aber es war zu viel für ein zerbrechliches Gefäß der Weiblichkeit. Überwältigt von ihrer angeborenen Schwäche schrieb sie mir: sie sehe eine trübselige Zukunft voraus, in welcher ich mit mir allein genug zu kämpfen haben würde, sie wolle mich im Sturme Schwimmenden nicht noch mit der Familienlast niederziehen zum völligen Untergange. Freunde, Freunde, so stehen die Sachen. Alles, alles ringsherum wie ein Land vom Feinde erobert — nur mein Mut bleibt eine unbezwingliche Festung. Dieser ist der Mast, der noch trotz — aber wo ist ein Landungsplatz, wo ist der Hafen? Dort am Grabe, wo man mich einscharren wird, dort ist er, wo ich die Erde niederlege.

Nun trete ich zwischen Euch und mahne an unsere unvergängliche Freundschaft, wenn Euch nicht auch der Teufel zu Philistern gemacht hat. Ersetzt mir durch Euere Freundschaft die Stelle meiner Geliebten, auf die ich, weil sie Weib war, nie hätte bauen sollen. Seid mir meine Freunde! Ich kann Euch schätzen, ich kann die Freundschaft schätzen — denn ich kenne schon aus meiner kurzen Erfahrung das lügenhafte Maul der Welt, die Unbeständigkeit aller Übrigen. Man muß von Vater und Vaterland und Geliebte verlassen werden, um wie ich — Freund sein zu können.“

Trotz allem arbeitete Roth unentwegt an seinem lateinischen Elementarbuch weiter, und am 23. Juli 1821 schrieb er seinem Freunde Frank in Yverdon, von dem er die Zusendung seiner in Yverdon gebliebenen Entwürfe erbat: „Seit der Zeit, daß ich in meinem Vaterlande bin, habe ich mein Manuskript schon zweimal überarbeitet, schreibe es jetzt ins Reine und wollte es gerne fertigen.“ Im Zentrum seiner Bemühungen stand je-

doch jetzt die Propaganda für die Errichtung eines Lehrerseminars und einer Schulzeitschrift. Wo er konnte, klopfte er persönlich und schriftlich an; er hielt Vorträge und ließ seinen in Wien eingereichten Aufsatz als Aufruf „An den Edelsinn und Menschenfreundlichkeit der Sächsischen Nation in Siebenbürgen“ drucken, um der Idee Bahn zu brechen. Aber er sprach zu tauben Ohren. Die Siebenbürger Sachsen bequemen sich erst 70 Jahre später zur Errichtung eines eigenen Lehrerseminars. Roth mußte froh sein, eine bescheidene Lehrerstelle am Gymnasium zu Mediasch zu bekommen.

Verbittert schrieb er damals in sein Tagebuch:

„Meine Hoffnungen verließen mich. Eine ideale Welt zerfloß und ich sehe mich in eine Wirklichkeit versetzt, die ich nicht Kraft genug habe, nach meinem Sinne umzuschaffen und die doch für mein Herz nichts hat, was das Leben wert machte. Um die Ausführung dieses Gedankens habe ich mich mit Vater und Mutter entzweit und mich darüber mit der Notwendigkeit entschuldigt: du sollst Vater und Mutter verlassen und mir nachfolgen; Evangelium. Nun, nachdem ich mir beinahe wie ein Märtyrer erscheine, sehe ich mich dem Spotte derjenigen ausgesetzt, die mich nun billig verlachen, daß ich um einen Traum mich und sie unglücklich gemacht habe. Vielleicht, vielleicht gelingt es auf einem anderen Wege. Nur nicht an sich verzagen, denn sonst hat man an der ganzen Welt verzagt.“

Den „anderen Weg“ suchte er, nachdem am Gymnasium keine Neuerungen eingeführt werden durften, teils durch Abschluß seiner „Sprachgrundsätze“, die er drucken lassen wollte, teils durch die Errichtung einer eigenen Erziehungsanstalt bei Kleinschelken. Er kaufte dort im Frühjahr 1822 Land und suchte eine Subvention zu erlangen, damit „durch ein Mißlingen dem Teufel keine Freude gemacht, kein Triumph gegeben werde“. Um die zu errichtende Anstalt „in agronomischer und intellektueller Hinsicht hoch zu halten“, war er gesonnen, sowohl an Pestalozzi, als auch an von Fellenberg wegen dieser Sache zu schreiben und ersteren um einen Gehilfen und den letzteren um einen ausgebildeten Ökonomen zu bitten. Doch die Hoffnung war auch diesmal unangebracht. Roth konnte seinen Plan nicht verwirklichen. Die ganze Umwelt war dagegen. Umso eifriger arbeitete er am Sprachwerk, das nun in zwei selbständige Schriften zerfiel: in ein Buch der Grundsätze „Das Wesen des Pestalozzischen Sprachunterrichts“ und in ein „Lateinisches Elementarbuch“. Das zweite Buch wollte er in Hermannstadt, das erste zuerst in Yverdon, später in Darmstadt drucken lassen, allein er fand keinen Verleger und so blieb die tüchtige Arbeit unveröffentlicht. Nur Bruchstücke der

Original-Handschrift sind auf uns gekommen, die nun endlich im 2. Band der „Gesammelten Schriften und Briefe von Stephan Ludwig Roth“ zum Abdruck gelangten. Beiden Büchern wurden persönliche Mitteilungen vorangesetzt, die über ein unbekanntes Kapitel Yverdoner pädagogischer Arbeit willkommenen Aufschluß geben⁵⁴.

Später wollte Roth beide Schriften miteinander verbunden herausgeben, aber auch in dieser Form blieb der „Sprachunterricht“ ungedruckt, wiewohl die Arbeit Beachtung verdient hätte. Roth ging darin von der Menschenbildung im allgemeinen aus, die sich nicht auf die Pflege einzelner Anlagen erstrecken, sondern auf die harmonische Entwicklung aller Kräfte ausdehnen sollte. „Die alten Täuschungen und Verkünstelungen, die uns zugrunde richteten, müssen durch die Kraft einer wahren Erziehungskunst — — — entfernt werden. Aber worin besteht diese Kunst? und was ist sie? — — — Nicht zu den Alten, nicht zu den Neuen müssen wir unsern Gang hinwenden, um das Ursprüngliche der Menschennatur aufzufinden, sondern zu uns und der Natur. — — — Du mußt davon ausgehen, was in dir liegt und dich treibt und heißt, was du sollst, was du darfst und mußt. Kein Lernen, sondern ein Handeln — kein Nachahmen, sondern ein selbsttätiges Erzeugen muß dein Tun sein, wie alle ursprüngliche Erkenntnis des Menschengeschlechts im Handeln, ein durch Anlage und Kräfte hervorgebrachtes Erzeugen war.“

Von den auf diese Einleitung folgenden Kapiteln sind „Humanismus und Menschenbildung“, „Die Muttersprache“, „Sprache und Anschauung“, „Die Muttersorgfalt macht sprechen; Sprache lehrt die Schule“, „Die Art, alte Sprachen zu lehren“, „Gedanken zur Bestimmung der Autorenreihe“, „Die Verwechslung von Anfang und Ende“, „Formenlehre und Syntax“, „Gedächtnis und Verstand“, „Gedächtnismittel“ und „Beschluß“, mit der Aufforderung als Ausklang noch erhalten: „Der Lehrer vertrete Vater und Mutterstelle an den Kindern. Er sei nicht bloß Lehrer, er sei Erzieher. Er ziehe sie an sein Herz, er befestige ihren Fleiß an die Liebe zu ihm, an den Glauben an ihn. Die Kinder werden lernen — die Kinder werden gern lernen. Sie lieben, sie glauben. — Was ist gegen die herzliche Liebe die giftige Ehrsucht und eine silberne Schaumünze gegen den heiligen Glauben?“ — Zahlreiche weitere Abschnitte, deren einstige Existenz nachweisbar ist, waren bisher nicht aufzufinden, so daß vom Gesamtwerk kein Begriff vermittelt werden kann. Die Fragmente

⁵⁴ Vgl. GSB II., S. 49ff. Der Schreiber dieser Zeilen ist stolz und glücklich, daß er die Auffindung der Fragmente wesentlich fördern durfte.

genügen jedoch, um in Roth einen der tüchtigsten Jünger Pestalozzis erscheinen zu lassen⁵⁵.

Der Mißerfolg des „Sprachwerkes“ und des Anstaltsplanes hat Roth, der inzwischen Familie gegründet hatte, gezwungen, sich mit den Gegebenheiten abzufinden. Er suchte in der Schule vorwärts zu kommen und dem „Pestalozzismus“ dort Schrittmacherdienste zu leisten. Er warf sich auf das Geschichts- und Philosophiestudium und arbeitete sich bis 1831 mit großer Mühe zum Rektor des Gymnasiums auf. Als solcher machte er, gegen starken Widerstand weiter Kreise, den Gesangs- und Turnunterricht obligatorisch, und versuchte durchzusetzen, daß „die künftigen Dorfschullehrer von ihrer frühern Kindheit an durch den regelmäßigen Besuch der Stadtschulen sich für ihren künftigen Beruf vorzubereiten gehalten würden, damit durch Erziehung und Unterricht am bildsamen, kindlichen Gemüte erzielt werden könne, was bisher an ihm in späteren Jahren erst an höheren Schulen vergeblich angestrebt wurde.“ Aber selbst mit diesem Minimalplan konnte er nicht durchdringen. Unberücksichtigt blieb auch sein Vorschlag, „wohlgebildete Bürgersleute“ nicht in einer Gelehrtenschule zu quälen, sondern in einer Bürgerschule zu unterrichten. Und schließlich wurde er von der Oberbehörde, die von diesem Reformstreben nicht erbaut war, schon 1834 von der Schule weggewählt und nach mannigfachen Demütigungen zum ersten Prediger der Stadtpfarrkirche in Mediasch ernannt. Er versah dieses Amt zwei Jahre lang, dann wurde er Pfarrer im Dorfe Nimesch, wo er 10 Jahre lang tätig war. Anfangs 1847 wählte ihn die große Gemeinde Meschen zu ihrem Pfarrer.

Roth kam als Pfarrer eigentlich zu der Stellung, die ihm auf den Leib zugeschnitten war. Hier war er auf sich selbst gestellt, und unabhängig im Handeln und im Denken konnte er im Sinne eines „Pestalozzismus in der Stube“ in weiten Kreisen segensreich wirken. Zu dieser Zeit entstanden auch die ganz in Pestalozzis Geist verfaßten publizistischen Schriften „Die Zünfte“, „Der Sprachkampf“, „Der Geldmangel“; Schriften, die der Beobachtung entsprungen waren, daß „zwar Siebenbürgen ein reiches Land ist, aber arme Einwohner hat, während die Schweiz in eben dem Grade ein armes Land ist und reiche, ja sehr reiche Bewohner hat“. Den Grund dafür glaubte Roth darin gefunden zu haben, daß in der Schweiz „das Volk Anteil an der Regierung nimmt, jeder einzelne für das Ganze

⁵⁵ Vgl. die eingehende Besprechung des Sprachwerkes von Prof. Dr. Paul Boesch in der „Neuen Zürcher Zeitung“ 1929, Nr. 399.

steht und das allgemeine Wohl des Vaterlandes zur allgemeinen Sorge, zur allgemeinen Angelegenheit wird“. Die Form der Regierung spiele dabei gar nicht die Rolle, die man ihr beizumessen pflegt. Man soll „über dem Bau den Zweck des Gebäudes nicht vergessen, dieweil es immer das Höchste sein wird, daß in diesem Gebäude ein guter Geist wohne und daß ohne diesen alle Bemühungen nur Werke hervorbringen werden, die über-tünchte Gräber sind und inwendig voll von modernden Knochen.“

Erfolg war auch dem Publizisten Roth nicht beschieden. Mit solchen Ideen vermochte man in dem damaligen Ungarn nicht durchzudringen. Trotzdem bekannte sich Roth mutig zu den Yverdoner Lehren:

„Mein Aufenthalt in Iferten wird mich nie reuen, wenn ich gleich offeherzig gestehen muß, daß die allda empfangenen Grundsätze, Pläne und Wünsche, bei der späteren Einsicht in die Hoffnungslosigkeit derselben, mir das Leben haben verbittern helfen.“

Zum Zeichen seines dauernden Dankes organisierte Roth mit dem Klausenburger Pädagogen Johann Gáspár die Gedenkfeiern, die am 100. Geburtstag Pestalozzis (12. Februar 1846) in Mediasch und Klausenburg in würdigem Rahmen veranstaltet wurden.

Die politischen Wirren von 1848 haben Roth in die Öffentlichkeit gerufen. Die Ungarn verlangten die Vereinigung Siebenbürgens mit ihrem Lande, die Sachsen und Rumänen aber wollten — wie bis dorthin — auch weiter noch von Wien aus regiert werden, weil sie die ungarischen Chauvinisten fürchteten. Roth trat in den Dienst des Kaisers und dafür wurde er von den vorübergehend siegenden revolutionären Ungarn am 11. Mai 1849 in Klausenburg erschossen. Nationaler Fanatismus zerstörte hier ein Leben, dessen ganz im Geiste Pestalozzis gehaltenes, politisches Vermächtnis auch uns noch anspricht:

„Vom größten Volke lebt nur seine Humanität, als gesegnetes Erbstück, fort. — Die Nationalität, d. h. die Individualität eines Volkes, fällt zu Boden, wie das Individuellste in einem Volke, seine Individuen. Wir sollen zwar Magyaren, Deutsche, Italiener, Franzosen, Engländer usw. sein, denn das eine Abstraktum kann nur als Konkretes, das Wesen nur als Form, in der Welt erscheinen. Aber obgleich die Humanität nur als Nationalität erscheinen kann, so hat doch jede Nationalität zur Aufgabe, in die Humanität zurückzukehren, und ich denke mir hierbei immer, die sonst schwer verständlichen Worte des Heilandes: Joh. 3, 13: „Niemand fährt gen Himmel, denn der vom Himmel hernieder kommen ist.“

IV.

Während Roth in Siebenbürgen einen aussichtslosen Kampf führte, faßten die Lehren Pestalozzis in der ungarischen Hauptstadt und in einigen weiteren deutschsprachigen Kulturzentren des Landes doch tiefer Wurzel. Pestalozzis „Gesammelte Schriften“ taten neben den Bemühungen von Schedius, Szabó und Egger ihren stillen, aber sicheren Dienst, und im Jahre 1818 erhielten die Pester Kämpfer sehr bedeutsamen Sukkurs. Pestalozzis einstiger Mitarbeiter Georg Franz Hofmann⁵⁶ eröffnete — von Neapel umsiedelnd — in Pest eine Erziehungsanstalt für Mädchen. Schon die Programmschrift der neuen Schule: „Über Erziehung und Unterricht, ein Wort zur Ankündigung einer in Pest errichteten Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt, für Töchter aus den gebildeten Ständen“, war eine Werbeschrift für die Methoden Pestalozzis. Hofmann, der Szabó und Egger von Yverdon her kannte, ward nicht müde, seinem Meister und Vorbild auch in Ungarn durch Wort und Tat zu dienen. Seine Schule war gut besucht, als jedoch seine beiden Töchter der Schule durch Tod, bzw. Ehe, entzogen wurden, da begab sich Hofmann mit seiner Frau 1822 dauernd in die Nähe von Wien (Wälschenhof), wo er nur noch Einzelunterricht für vornehme Töchter erteilte, bzw. hohe Herrschaften auf Italienreisen vorbereitete, mitunter auch begleitete, sonst aber Landwirtschaft trieb und für eine „Pestalozzi-Stiftung“ warb. Die Töchterschule in Pest wurde von Eva Höhn, geb. Schaarer übernommen, die nach zeitgenössischen Berichten gründliche Pestalozzi-Studien getrieben hatte⁵⁷.

Trotz dem Wegzug Hofmanns erlahmte in Pest die Begeisterung für Pestalozzi nicht mehr. In den Zeitschriften erschienen immer öfter Aufsätze über die Methode⁵⁸, und in den deutschen Schulen der Landschaft

⁵⁶ Über ihn vgl. Prof. Fritz Ernst im letzten Heft der „Zwingliana“, S. 191f., und neben Hofmanns „Beiträgen zur Kulturgeschichte Neapels“, auch dessen frühere, zur Geschichte der Aarauer Kantonsschule wertvolle Beiträge liefernde Schrift: „Über Entwicklung und Bildung der menschlichen Erkenntniskräfte zur Verbindung des Pestalozzischen Elementarunterrichts mit dem wissenschaftlichen Unterrichte in Realschulen“, Basel und Aarau, 1805. Hier ist auch H. Morf, „Eine Pestalozzische Anstalt in Neapel“, 1897, zu erwähnen, ebenso ein Brief Hofmanns in „Pestalozzianum“, 1941, S. 6f.

⁵⁷ Vgl. Julius Kornisch: „Die Ideale der ungarischen Kultur 1777–1848“ (ung.), 1927, Bd. II., S. 523f.

⁵⁸ Am wertvollsten waren die methodologischen Abhandlungen von Johann Horváth, die Vorschläge zur Hebung der Frauenbildung von Eva Karacs, geb. Takács, und die den Gymnastikunterricht befürwortenden Aufsätze des Andreas Fáy. Diese Aufsätze erfuhren umso stärkere Verbreitung, als seit 1820 auch die Einfuhr von wissenschaftlichen Zeitschriften des Auslandes verboten war.

hielten Lehrprogramm und Lehrmittel der evangelischen Schule in Pest Einzug. Sie beruhten durchwegs auf der Arbeitsweise des Schweizer Meisters. Ihnen gesellte sich bald die jüdische Volksschule in Altofen (Obuda) zu, und ihr Beispiel fand in den Judenschulen rasche Nachahmung, als in dem Lehrer Salomon Neufeld aus Pápa ein weiterer Fackelträger des „Pestalozzismus“ in Ungarn erstand, der im Geiste Pestalozzis mehrere Bücher verfaßte. Neufeld wollte auf diese Weise den Dank abstaten, den die Juden Pestalozzi für sein mannhaftes Auftreten gegen Zschokkes Antisemitismus schuldeten.

Als großer Sieg der Pestalozzischen Ideen wurde die 1828 erfolgte Errichtung der ersten Kleinkinderbewahrungsanstalt in Pest gefeiert. Sie war das Werk der Gräfin Therese von Brunswick, die auf diese Weise das in „Lienhard und Gertrud“ für Bonnal vorgeschlagene „Kinderhaus“ in Ungarn verwirklichte⁵⁹. Die organisatorische Anregung empfing die Gräfin von dem Schotten Wilderspin, dessen Arbeit über „Die frühzeitige Erziehung“ gerade damals von Wertheimer ins Deutsche übertragen wurde⁶⁰. Zur Erhaltung der Anstalt gründete die Gräfin 1829 den ersten ungarischen Kleinkinderschutzverein, und Metternich („Mitternacht nennt man ihn“), lobte sie dafür mit den Worten: „Sie haben den rechten Weg ein-

⁵⁹ In ihren Memoiren berichtete die Gräfin: „Ich hatte gehofft ein großartiges Erziehungshaus im Vaterland zu gründen. Die Einführung der Kleinkinderasyle war nur Vorbereitung hiezu. 1827 besuchte mich von Wien aus, da er zufällig hörte, daß ich für Schulen und Erziehung in Massen arbeite, ein tief denkender und fühlender Engländer Rev. E. Reed und sprach sich gegen den Anfang mit Kinderasylen, für eine Dienstbotenschule aus. Er sagte ganz richtig: ‚Ein Land, das sich kultivieren will, soll damit beginnen. . .‘ Nach einem Jahre sandte er 10 £ Sterling: ich sollte am 12. April, seinem Geburtstag, damit beginnen. Als er Abschied nahm, dachte ich über den Vorschlag nach, fand aber, daß wenn ein braver Dienstherr hervorgehen sollte aus der Anstalt, doch wieder mit Kleinkinderschulen der Grund gelegt werden müsse und öffnete mit Gottes Segen im Hause meiner Mutter die erste Mutter- und Musteranstalt am 1. Juni 1828. Ein Jahr darauf . . . die Dienstbotenschule. Leider bestund sie nur ein Jahr, aus Mangel an Teilnahme.“ Die Kleinkinderschule, „Engelgarten“ genannt, nahm ihren Betrieb mit 11 Kindern auf, die neben Unterricht eine kräftige Rumford-Suppe mit Brot erhielten.

⁶⁰ Im Gespräch mit Teichengraber erzählte die Gräfin 20 Jahre später: „Ich erinnere mich, wie ich beim Lesen der Wertheimschen Übersetzung aufschrie: ‚Pestalozzi! das brauchen wir. Diesen Gedanken werde ich verwirklichen, geschehe was immer. Und selbst wenn man mich kreuzigen würde, werde ich flehend schreien: Kleinkinderasyle um jeden Preis! Wir können ohne sie nicht länger bestehen!‘“ Vgl. Teichengraber I., S. XXXVI. „So errichtete ich in Ofen“ — berichtete sie in den Memoiren — „meine erste Kleinkinderschule, welche bald 180 Kinder bewahrte. Mit elf Kindern hatte ich angefangen, im guten Glauben, aber ohne besondere Hoffnung, daß sich Eltern finden würden, welche ihre zwei bis vier Jahre alten

geschlagen, jetzt muß in Europa alles durch Vereine gehen; die Behörden sind überhäuft, sie können nichts tun.“

Mit Hilfe von Schutzvereinen, die äußerst rasch zunahmen, wurden nun in kurzer Zeit 60 Kinderasyle und Kinderschulen errichtet, und bald galt Ungarn für ein Vorbild derartiger Anstalten⁶¹. Wien ahmte zuerst Pest nach, dann folgten Linz, Laibach, München, Augsburg, usw.

In Pest selbst ertete die Gräfin wenig Dank. Erbittert schrieb sie in ihren Memoiren:

„Wie wenig die Sache und der Wert der Erziehung, der Nationalwert derselben, begriffen wurde in Ungarn, möge folgendes Beispiel zeigen . . . Man hatte dem Palatin Joseph beigebracht, es würden ihm kleine Carbonari erzogen, und da wurde mein Verein in Pest aufgelöst und das Asyl, während ich in Preßburg Asyle errichtete, einem Frauenverein übergeben⁶². Weiber, die nicht ein Buch darüber gelesen, die keine Idee darüber hatten, griffen in die Schöpfung, die täglich neue Schöpferkraft erforderte, ein. Was daraus entstehen konnte, lag auf der Hand . . . Auch hier spukte der böse Geist der Zeit. Man lehnte meinen Einfluß entschieden ab. Die Geistlichkeit bemächtigte sich der zarten Schöpfung und sie versank in Mechanismus. Ich konnte im Namen keines Vereins mehr operieren in Budapest. Ich kehrte der undankbaren Stadt den Rücken und siedelte mit Sack und Pack nach Preßburg, wo wir 1830 auch ein Lehrerseminar gründen wollten.“

Von Preßburg reiste die Gräfin im Herbst 1833 nach München, wo sie für ihre Ideen mit Erfolg Freunde warb. „So unverstanden ich in Ungarn war, so ging hier alles *con fiocchi*“, schrieb sie später. Sie blieb ihrer Heimat fünf Jahre lang fern und hielt sich auch in der Schweiz längere Zeit auf.

Kinder in eine Schule schicken würden. Allein es war an der Zeit auch in Budapest . . . Owen in Schottland hatte zuerst versucht, 1819, die kleinen Kinder seiner Fabrikarbeiter zu versammeln und organisiert unterrichten zu lassen. Am Kontinent hatte nur Genf und Paris mit uns zugleich das gloriose Beispiel nachgeahmt, nämlich 1827 auf 1828. Sechs Jahre darauf hatten wir 60 derlei Anstalten in der Monarchie mit 6000 Kindern, trotz aller Schwierigkeiten, allen Unverstandes, aller pecuniären und politischen Hemmnisse. Ich hatte den ersten Verein gestiftet; es war von vereintem Wirken noch kein Beispiel in Ungarn.“

⁶¹ Die Geschichte der ungarischen Kleinkinderschulen beschrieben ungarisch Josef Rapos 1868, Emil Morlin 1896 und Piroška Benes 1932.

⁶² An Karl Romy schrieb die Gräfin, sie erweiterte die Anstalt mit „einer Gewerkschule für größere Kinder mit einem Schweizer (Wohlener) Weib an der Spitze, das Strohgeflechte zu machen lehren sollte. Da sagte mir der Palatin: ‚Warum nennen Sie diese Anstalt Volksbildungsanstalt? Das Volk braucht keine Bildung!‘“ Brief in der Wiss. Akademie Budapest, Irod. lev. 4^o, 23sz.

Der Einfluß des Pester „Pestalozzismus“, der 1835 den Neudruck des „Buches der Mütter“ nötig machte, vertiefte sich in Ungarn noch mehr, als Prof. Schedius 1837 für alle evangelischen Schulen des Landes einen „Vorschlag zu einer vollständigen Schulordnung“ verfaßt hatte, der ganz den Geist Pestalozzis atmete. Die Devise der Ausführungen: „Die Schule ist ein Schirm des Protestantismus, und nur der Teufel kann ein Feind der Schule sein. Sie ist eine notwendige Bedingung des Daseins einer protestantischen Gemeinde, in welcher der Geist Gottes, der Geist der ewigen Liebe wohnt“, diese Devise rüttelte auch die Reformierten auf. Sie begannen sich von da an für die „neue“ Lehrweise lebhafter zu interessieren, als bis dahin der Fall war. Doch ihrer stärkeren Verbreitung standen einstweilen und gerade in diesen Kreisen große sprachliche Hindernisse im Wege.

Im Gegensatz zum Hochadel, der im Ausland lebte, und zum Bürgertum, das größtenteils deutsch sprach, verstanden der Kleinadel und die Bauern in Ungarn gar kein Deutsch, und so blieb auch Pestalozzi den meisten Ungarn, sogar den Lehrern, fremd. Erst in der Zeit der einzigartigen literarischen und nationalen Synthese, die als „ungarische Romantik“ bezeichnet wird⁶³, wurde er durch Übersetzungen, Auszüge und Erklärungen dem Volke näher gebracht.

Den Anfang machte 1827 Michael Talyga mit einem Rechenlehrbuch nach Pestalozzis Singregeln, ihm folgten 1830 Paul Kiss mit einer „Lehrmethode nach Pestalozzi“, 1837–42 G. Steinacker und Andreas Fáy mit verschiedenen Abhandlungen über die Mädchenerziehung, 1843 Samuel Bocsor mit einer Nachahmung von „Lienhard und Gertrud“, 1846 Valentin Kiss mit populären Anweisungen zur Anwendung der Pestalozzischen Methode, und im gleichen Jahre Paul von Szönyi mit einer grundlegenden, dreiteiligen „Formenlehre“, die er „zum 12. Januar 1846, der 100. Geburtstagsfeier des praktischen Begründers der Anschauungsunterrichtsweise und des treuen Kämpfers einer vernünftigen Volkserziehung, dem Schatten Pestalozzis“ widmete⁶⁴. Das zuletzt an-

⁶³ Vgl. Julius von Farkas: „Die ungarische Romantik“, 1931.

⁶⁴ Eigenartigerweise erscheinen unter diesen Kämpfern Pestalozzis persönliche Bekannte nicht. Zu v. Szabó und Egger gehörten noch der ref. Theologe Alexander Erös, der zu gleicher Zeit mit Roth in Yverdon war und die Methode im Auftrage des mit der Gräfin v. Brunswick verwandten und mit dem Grafen v. Vay befreundeten Ladislaus Grafen v. Teleki studierte, ferner der in Preßburg tätige Leopold Manschgó. Keiner von ihnen war eine Kämpfernatur, keiner ein wirklicher Wissenschaftler, wie z. B. Roth.

geführte Werk bildete den Auftakt zu Festlichkeiten, in welchen der ungarische „Pestalozzismus“ den Gipfelpunkt seiner ersten, kampferfüllten Epoche erklomm.

Da über das Geburtsjahr Pestalozzis zweierlei Meinungen bestanden und Anfang 1845 die Nachricht auftauchte, in Deutschland feiere man den Geburtstag am nächsten 12. Januar, wurde an diesem Tag auch in Pest in bescheidenem Rahmen ein in Eile organisiertes Fest privaten Charakters veranstaltet. Als dann aber im Sommer 1845 in Deutschland Diesterwegs Aufforderung zu einem festlichen Begehen des 100. Geburtstages am 12. Januar 1846 erschienen war, da taten sich mehrere Pestalozzi-anhänger der ungarischen Hauptstadt, mit dem damals führenden und begeistertesten Pestalozzi-Freund Dr. Ludwig Teichengräber⁶⁵ an der Spitze, zusammen, um im ganzen Lande dankbar des großen Volkserziehers gedenken zu lassen. Die Aktion war von unerwartetem Erfolg gekrönt. In Pest fanden zwei Feste statt. Eine sehr gut besuchte Schul-Propaganda-Feier mit Musik, Deklamationen, Gesang und Reden am 11. Januar (Sonntag) vormittag, und eine zweite für Schulgemeinden und Schulmänner, mit wissenschaftlichen Vorträgen, am Nachmittag, die einen nicht minder großen Erfolg hatte. Zur Feier des Tages gründete Teichengräber die Zeitschrift „Pädagogische Gedenkblätter“, deren erstes, mit Pestalozzis Bild geschmücktes Heft auf das Fest erschien. Es war dem Andenken und Geist Pestalozzis gewidmet, in dem Teichengräber „einen der tapfersten und treuesten Kämpfer der Menschheit und der Menschlichkeit“ erblickte. Dem „kinderliebenden, liebend bildenden, bildend humanisierenden und humanisierend beglückenden Vater, Lehrer, Erzieher und Patrioten“, der „ein Meilenstein der menschlichen Erziehung und Bildung“ wurde, galt die Ehre und die Bewunderung.

Am 12. Januar fand im Salon der Gräfin von Brunswick ein Empfang statt. Sie erzählte ihre Erlebnisse in Yverdon, schilderte Pestalozzi und seine Ideale, seine Schule, Methode, Familie, Lebensweise und las zuletzt seine Briefe vor. Das Zimmer war mit mehreren Pestalozzi-Porträts geschmückt.

Am gleichen Tag hielt auch der Pester Turnverein eine Festversamm-

⁶⁵ Stammt aus Oberungarn (Zips), doktorierte in Jena und war Professor am evang. Gymnasium in Pest. Begründer der prot. Lehrerversammlung in Ungarn, die demokratisch alle prot. Lehrkräfte des Landes, ohne Rücksicht auf Rang und Bildung, zusammenfaßte. Propagator der Verstaatlichung aller Schulen und der Lehrerbildung in staatlichen Seminarien.

lung, an der die Verdienste Pestalozzis um die Einführung des Turnunterrichtes gewürdigt wurden.

Außer in Pest wurde der 100. Geburtstag auch in anderen Städten Ungarns, ebenso in Siebenbürgen⁶⁶, feierlich begangen und dadurch bekundet, daß der Schweizer der ungarischen Lehrerschaft nicht mehr fremd, sondern ans Herz gewachsen war.

Teichengräbers „Pädagogische Gedenklblätter“ wurden zu einer reichen Fundgrube der geistigen Bewegung, die man „Pestalozzismus in Ungarn“ nannte. Sie sind es heute wieder für die Pestalozzi-Forschung, denn sie enthalten nicht nur die Erinnerungen der Gräfin Brunswick und der Baronin Vay, sondern es wurden darin auch die an die Gräfin gerichteten Briefe Pestalozzis, allerdings in ungarischer Übersetzung abgedruckt, ebenso die ältesten literarischen Früchte des Yverdoner Einflusses, darunter die seinerzeit infolge Zensursperre unveröffentlicht gebliebene Abhandlung von Szabós „Kurzem Abriß von Pestalozzis elementarer Lehrmethode“. Daneben wurden in der Zeitschrift alle Festvorträge vom 11. und 12. Januar, ferner eine Reihe sonstiger Pestalozzi-Aufsätze veröffentlicht, die dem „Pestalozzismus“ neue Anhänger gewannen. Besonders Aufsehen erregte ein im 3.–4. Heft der Zeitschrift veröffentlichtes Zwiegespräch zwischen der Gräfin Brunswick und Dr. Teichengraber über das Thema „Volkselend und Volkserziehung“ und Pestalozzis Stellung zu der sozialen Frage. Am Vorabend der ungarischen Revolution fand diese Publikation natürlich ein starkes Echo und war von großer politischer Bedeutung. Pestalozzi wurde zu einem der Wegbereiter der 48er Ideen in Ungarn.

In dem erwähnten Heft erschien aber noch eine weitere Veröffentlichung, die aufhören ließ und für die Geschichte des „Pestalozzismus in Ungarn“ bedeutsam und bezeichnend ist.

Die Freiheitskämpfe in Griechenland, Italien und Spanien ließen den heftigen Widerstand, den die Selbstverwaltungskörperschaften (Komitate) des äußerst zahlreichen Adels in Ungarn gegen die absolutistische Regierungsweise des Wiener Hofes leisteten, bedenklich erscheinen, und so lenkte Kaiser Franz I. 1825 zu einem „gemäßigten Konstitutionalismus“ ein. Der Adel, speziell der Kleinadel, suchte sein Gewicht durch besondere Sprachforderungen zu erhöhen, seine Sprache, die Ungarische, sollte Staatssprache und die Voraussetzung jeder Beamtenanstellung werden. An Stelle des bis dorthin betriebenen deutschen und lateinischen Unterrichtes

⁶⁶ Vgl. oben S. 286

sollten der ungarische Unterricht in allen Schulen, auch in die Schulen der Nationalitäten, einziehen, und auch die Kinder der höheren Stände sollten ungarisch und für Ungarn erzogen werden. Nicht nur die Knaben, auch die „höheren Töchter“, die bis dorthin hauptsächlich französischen Unterricht erhalten hatten. Um zu zeigen, daß die ungarische Sprache kulturell auf der Höhe sei, begann man neben wissenschaftlichen auch schönggeistige Veröffentlichungen in der Landessprache zu veranstalten, und es war nicht von ungefähr, daß die ersten Romanschreiber Ungarns sich aus der Reihe des hohen Adels rekrutierten.

Die Schulfrage war jetzt eine Nationalfrage geworden. Von einer Reformierung und Magyarisierung des Unterrichtswesens erwartete man in den weitesten Kreisen das Entstehen eines glücklicheren Ungarns. Die Erneuerungspläne erfaßten alle Gebiete der Erziehung, bzw. Schulung. Ein „Kinderasyl-Fieber“ schuf massenhaft Kleinkinderschulen, nachdem der große Patriot Niklaus Baron von Wesselényi erklärt hatte, diese Schöpfungen der Gräfin Brunswick seien, einmal überall errichtet, geeignet, die nächste Generation des Landes restlos zu magyarisieren.

Eine andere kraftvolle Persönlichkeit, Andreas Fáy, rückte — sich auf Pestalozzi berufend — die Mädchenerziehung in den Brennpunkt der Diskussion. „Wenn die Mütter die ersten und wichtigsten Erzieherinnen sind, wie es Pestalozzi mit Recht lehrt, dann muß jede Erziehungsreform mit der Forderung der Frauenerziehung und -schulung anfangen. Sie bildet die Grundlage und Grundvoraussetzung einer Volkserziehung; die Frauenerziehung hat daher ihr vorauszugehen. Ohne gut erzogene Ehefrauen, Mütter und Hausfrauen gibt es kein gesundes Volk. Ohne solche kann kein Volk richtig erzogen werden.“ Fáy kämpfte unermüdlich mit Wort und Schrift für seine Überzeugung und verlangte, allerdings ohne Erfolg, die staatliche Organisierung der Frauenbildung, in deren Interesse er die schleunige Errichtung eines Lehrerinnenseminars forderte.

Die Regierung trat auf Fáys Vorschläge nicht ein, und so suchte er sie mit Hilfe der „Gesellschaft“ zu verwirklichen. Mit seinem Freund Gustav Steinacker gründete er zuerst eine höhere Schule für kleinal adelige Töchter, aber der Erfolg blieb aus. Steinacker vermochte sich erst in der neugegründeten reformierten Mädchenschule Debreczen 1832–42 mit der Methode Pestalozzis durchzusetzen. Mehr Erfolg hatte Fáy mit einer in Ofen (Buda) 1842 errichteten und 1846 nach Pest versetzten Schule für Bürgerstöchter, die er mit Karl Seltenreich, einem begeister-

ten Pestalozzianer, aufbaute und die bis 1884 bestand. Für ein Lehrerinnenseminar gewann Fáy die Mitwirkung der Gräfin Brunswick, die für sich in ähnlichem Sinne für Frauenbildung agitierte.

Von einem fünfjährigen Auslandsaufenthalt zurückgekehrt, faßte die Gräfin neuen Mut und neue Entschlüsse, die Schweizer Pädagogen Pestalozzi, Fellenberg und Wehrli in Ungarn voll zur Anerkennung zu bringen und sich ihrer als Vorbilder zu bedienen. „Ich besuchte und lernte auf meinen Reisen in mehr als 200 Erziehungsanstalten aller Art und sammelte Notizen“, schrieb sie später in den Memoiren. „Es schien mir das Wichtigste, Lehrer und Lehrerinnen zu bilden, an denen das Kind sich bilden läßt, und so trat ich bei meiner Rückkunft mit meinem Plan einer National-Anstalt für weibliche Bildung hervor. 1840 im Spätherbst war ich in Pest und agitierte, fand bei meinen Blutsverwandten ebensowenig Gehör, Teilnahme und Beistand als früher! Mit dem Lehrerinnen-Seminar wollte ich beginnen, sobald der Fond auf nur dreißig Mädchen zu einer National-Anstalt, wie alle Länder sie haben, beisammen wäre! Vergebene Ausichten! Fremde nahmen die Sache ernster auf.“ Aber auch die Hilfe dieser Fremden, des Kreises um Fáy, versagte. „1848 fand uns der März noch ohne Localitäten“, und nach den Iden des März 1848, nach Ausbruch der ungarischen Revolution, war auf diesem Gebiete lange Zeit hindurch nichts mehr auszurichten.

Fruchtbarer war der Einfluß der Gräfin auf einem Gebiete, das sie selbst gar nicht zu pflegen beabsichtigte: in der Erziehung hochadeliger Töchter. Die jüngste Schwester der Gräfin von Brunswick, Karoline, heiratete den Grafen Emerich von Teleki in Siebenbürgen und hatte zwei sehr begabte Töchter: Blanca und Emma, denen sie „nur den mangelhaften Unterricht von Gouvernanten zu Teil werden lassen konnte“. Beide wurden von der Tante, Gräfin Therese, in Pest weitererzogen. Blanca war eine tüchtige Malerin, die aber wegen Krankheit die Ausbildung unterbrechen und nach Siebenbürgen zurückkehren mußte. Emma wurde eine vollendete Dame mit wissenschaftlich-schriftstellerischem Können. Als die Gräfin von Brunswick 1836 ins Ausland reiste, nahm sie ihre beiden Nichten mit sich, und so bereisten sie in fünf Jahren Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich, England, Holland und Belgien. In München, Lausanne, Paris und London wurde besonders ausgiebig Aufenthalt genommen, und die jungen Gräfinnen nahmen immer mehr Anteil an den pädagogischen Interessen ihrer Tante. Das Resultat war, daß Gräfin Emma sich zu Paris in den begeisterten Pädagogen, August Baron

de Gerando, Sohn des berühmten Philosophen und Philantropen Jos. Marie, verliebte und ihn bald auch heiratete, während Blanca den Entschluß faßte, ihr Leben, wie ihre Tante, dem Erziehungswesen zu widmen.

Als Therese Karacs, Tochter der in Anmerkung 58 erwähnten Eva Karacs, mit Feuereifer für eine Hebung der Frauenbildung zu werben begann, faßte auch Gräfin Blanca Teleki Mut und trat 1845 in der Zeitung „Pesti Hirlap“ (Pester Nachrichtenblatt Nr. 587) mit einem „Aufruf in Sachen der Erziehung hochadeliger Töchter“ in die Öffentlichkeit, der großes Aufsehen erregte. Sie bezeichnete es als Mißstand, daß diese Töchter fremde Erzieher haben und alles was ungarisch ist oder klingt, als minderwertig, barbarisch betrachten. „Man träumt nur von Wien, Paris und London, und man vergißt, daß man in Ungarn umsomehr Pflichten zu erfüllen hätte, je schöner man es in diesem Lande hat.“ Diese Verirrung des hohen Adels habe die Frauenbildung im ganzen Lande auf Abwege gebracht, jetzt „muß er mit der Fackel voranschreiten und zur Umkehr leuchten“. Es gebe dazu zwei Wege: die Einrichtung von Erzieherinnenschulen, um die ausländischen Gouvernanten zu ersetzen, was von der Gräfin Brunswick und von Fáy erstrebt wurde, oder die Eröffnung eines großzügigen Erziehungsinstitutes für Hochadelige, in welchem „die Bildung des Auslandes, die Pflege des Gefühls, der Pflicht und der Liebe dem Vaterland gegenüber vereinigt werden.“

Der Aufruf löste bei vielen Begeisterung, bei manchen auch scharfe Kritik aus. Selbst der „größte Ungar“, Graf Széchenyi versprach sich von einer solchen Schule nur unter englischer Leitung Erfolg, während die „Demokraten“ geradezu empört waren über die Beschränkung der Reform auf Bildung hochadeliger Mädchen. Therese Karacs nahm die Gräfin in Schutz. „Die Erziehung in ungarischem Geiste verfolge gerade das demokratische Ziel, die sozialen Schutzwände abzutragen, damit alle Ungarn ohne Rangunterschied einander begegnen können.“ Die „Demokraten“ mögen selbst daran gehen, für alle Volksschichten nationale Mädchen-Erziehungs-Institute einzurichten; eine Einzelperson vermag das nicht. Es sei schon eine große Sache, wenn „in dem gesellschaftlich so zerklüfteten Ungarn wenigstens sprachlich eine harmonische Einheit erstrebt wird.“

Die kritischen Stimmen mißachtend, ließ Gräfin Teleki in den „Pädagogischen Gedenklättern“ des Pestalozzi-Jahres 1846 (Heft 3-4, S. 171 ff.) das Programm eines neuen Mädchen-Institutes veröffentlichen, in welchem sie u. a. auseinandersetzte, daß die Frauenbildung auf völlig

neue, nationale Grundlagen gesetzt werden müsse, wenn Ungarn gedeihen soll. „Die Nation besteht aus Familien. Die Seele, der Mittelpunkt der Familie ist die Mutter. Ihr stiller aber ununterbrochener Einfluß lenkt die kommende Generation. So wie das Kind seine körperliche Gesundheit der mütterlichen Pflege verdankt, legt die Mutter auch die ersten, bestimmenden Fundamente des Charakters in die junge Brust. Geschichte und alltägliche Erfahrung beweisen, daß ausgezeichnete Männer mit festem Charakter stets die Söhne edler, hochgesinnter Mütter waren. Die gewissenhafte Erziehung der Mädchen zu solchen Müttern mit allen Mitteln zu fördern ist daher eine hohe Pflicht jedes Patrioten. Insbesondere soll die Frau, die bisher der Nation fremd blieb, ohne Vernachlässigung der Ansprüche einer höheren Bildung, ungarisch erzogen werden.“ Im Dienste dieses Zieles eröffne sie, Blanca Gräfin von Teleki, eine Erziehungsanstalt, in welcher „die ihr anvertrauten Mädchen, mit Hilfe bester Lehrkräfte, zur Einfachheit erzogen und unter Bewahrung des nationalen Gefühls und der Vaterlandsliebe auch geistig, sittlich und ästhetisch gebildet werden sollen.“

Die Gräfin mietete für ihr Institut eine Wohnung mit 21 Zimmern und begann die Tätigkeit mit einer einzigen Schülerin, der Patin des Staatsmannes Frank Deák, der sich aber bald 13 weitere Zöglinge anschlossen. „Meine gute Blanca, welche ich als meine geistige Tochter betrachten konnte“, schrieb Therese von Brunswick in ihren Memoiren, „hatte ein interessantes Programm in Druck gegeben, sehr gute Lehrer angenommen und fing im Herbst 1846 mit nur einem Mädchen an. Adelige Mutter-Erzieherinnen wollte sie dem Lande geben; die Sprache und der Charakter war ihr Hauptziel.“ Die Methode des Unterrichts war bewußt „pestalozzisch“. Unser Unterricht „wird die übliche, trockene und langweilige Lehrweise meiden und das Bewußtsein mit Hilfe von Sammlungen usw. anschaulich auf das praktische Gebiet hinüber lenken“. Als Lehrmittel wurden zum Teil handschriftliche Übersetzungen der für Yverdon und unter Einfluß Pestalozzis entstandenen Unterrichtswerke benutzt.

Die März-Revolution 1848 fand die Teleki auf der Seite der „Freiheitsfreunde“. In einem feurigen Aufruf forderte sie die ungarischen Mütter auf, ihre Töchter so zu erziehen, daß „sie den Ansprüchen der Revolution genüge leisten können. Die Revolution aber verlangt ganze Menschen . . .“ Man soll aufhören zu klimpern und lieber singen lernen. Man soll ernste Studien treiben und vor allem Geschichte lernen, denn nur sie vermag uns „eine breite und tiefe Weltanschauung zu vermitteln, uns aus

der Enge der Alltäglichkeit hinauszureißen. Nur sie kann uns den Unterschied von ‚Gut und Böse‘ bewußt machen“. Der Freiheitskampf legte auch das Telekische Institut hinweg. Als Fürst Windischgrätz die ungarische Hauptstadt am 5. Januar 1849 besetzte, löste die Gräfin ihre Schule auf und „schickte ihre elf Mädchen, zum Teil auf Verlangen der Eltern, nach Hause“, berichtete Gräfin Brunswick. „Sie hatte in zwei Jahren, außer ihren Einkünften, 6000 fl darauf verwendet. Es war unmöglich fortzusetzen.“ Blanca von Teleki eilte den ungarischen Freiheitskämpfern nach, organisierte die Verwundetenpflege und übernahm die Leitung des Spitals in Nagyvárad, später in Debreczen. Nach der Kapitulation der ungarischen Truppen vor den Russen am 13. August 1849 zog sie sich auf Schloß Pálfalva, ihren Familiensitz, zurück, wo sie Pestalozzi, Rousseau, Lamartine, Le Blanc, Michelet u. a. ins Ungarische zu übersetzen begann⁶⁷. Inmitten dieser Arbeit wurde sie im Frühjahr 1851 verhaftet und vor allem wegen des „revolutionären Erziehungsinstitutes und der vorgefundenen Übersetzungen revolutionärer Schriften“ zu 10 Jahren Festungshaft verurteilt. Ihre treue Mitarbeiterin, Klára Lövey, bekam 5 Jahre. Beide wurden nach Kufstein geschleppt und unmenschlich streng behandelt. Im Jahre 1856, nach Entlassung der Lövey, wurde die Gräfin, krank und halb erblindet, nach Laibach gebracht, dort ist sie, zur Feier der Geburt eines Kronprinzen (Rudolf) von Kaiser Franz Joseph I. im Jahre 1857 begnadigt worden. Gebrochen zog sie zu ihrer Altertumswissenschaften treibenden Schwester nach Dresden, wo sie 1862 als Märtyrerin des „Pestalozzismus in Ungarn“ starb. Ein Jahr früher, am 23. September 1861, war auch ihre Tante, Therese von Brunswick, gestorben. Die Verhältnisse nach 1848 bedrückten diese sehr. „Wie lange soll diese Soldatenwirtschaft noch dauern?“ rief sie aus. „Wie viel Übles richten die Knechte der Knechte in Deiner schönen Welt, o Gott, an! Sie sollten unser Schutz sein und sind auf Kommando gegen ihr eigenes Volk! . . . Und wie vieles wissen wir nicht, was über kürzer oder länger der sämtlichen Gesellschaft bevorsteht im uralten Europa. Es schwankt altersschwach, kann sich nicht mehr halten. Nicht mehr lange. So abgestumpft sind die Familien! Es ist überall Verfall und Ruinen. Auch ich bin nun eine Ruine unter Ruinen mit meinem Wollen und Tun — taube Ohren und taube Herzen

⁶⁷ Wohin die Handschriftensätze von Pálfalva (Pestalozzi-Briefe, Tagebücher der Gräfin Brunswick, Nachlaß der Gräfin Teleki usw.) nach 1918 geraten sind, war bisher nicht abzuklären. Ihr Wiederauffinden läge auch im Interesse der Pestalozzi-Forschung.

gaben mir das Geleite durchs Leben. Wo soll ich Worte hernehmen, um das traurige Ende der Dinge in Ungarn zu beschreiben! Wohin man sieht, kränkelnde Ängstlichkeit, nichts, was Gemüt und Herz befriedigt! . . . Eine Blanca Teleki Staatsgefangene auf 10 Jahre in Kufstein! So viele tausend Andere zerstört, geistig und leiblich vernichtet! Werde ich noch einen Tag der Freude erleben? — Hurrah, es lebe die Literatur? Die Wissenschaften werden die Menschheit erlösen? Im Gewitter sprach der Geist: „Fürchte dich nicht; ich bin bei dir!“ . . . Ich hatte die Bibel kennen gelernt, den Geist des Evangeliums, die Gnade des Herrn, und meine Tendenz bleibt christlich — biblische Volkserziehung! . . . Kann ich dazu noch etwas beitragen durch Hinweisung auf Ansichten und Grundsätze in meinen Schriften, so macht es mich glücklich“, schrieb die Greisin, aus deren Hand der Tod, in ihrem 86. Lebensjahre, die Feder sachte nahm. Eine ihrer letzten Aufzeichnungen war: „Je höher wir im Range stehen, desto wichtiger sind unsre Handlungen, desto mehr müssen wir wohlthun!“

*

Die „Willkürherrschaft“ Wiens (1849–1867) war für das ungarische Unterrichtswesen nicht nachteilig. Der „Organisationsentwurf“ des Grafen von Thun legte das Schulwesen auf völlig neue Grundlagen, und dabei kam auch Pestalozzis Methode zu Ehren. 1855–57 gab Ludwig Szeberényi mit hoher Genehmigung ein dreibändiges Werk („Handbuch für Volksschullehrer“) heraus, dessen Hauptaufgabe war: „durch Beispiele praktisch zu zeigen, wie die Methode Pestalozzis auf einzelne Lehrfächer anzuwenden ist.“ Im letzten Teil des Werkes beschrieb Szeberényi, Diesterwegs Darstellung folgend, die „deutsche Pestalozzi-Schule“ in Pankow, die aus Lehr- und Arbeitsschule bestand. Er empfahl, sie zum Muster zu nehmen. Neben Szeberényi bot in diesem Handbuch besonders Dani Novák weitere Pestalozzi-Studien, um „den Lehrer aller Lehrer den ungarischen Schulmännern näher zu bringen“. Aber der „Pestalozzismus in Ungarn“ wurde erst 1877, anlässlich des 50. Todestages, wieder richtig lebendig. Seit dem „Ausgleich“ von 1867 politisch selbständig, schwang sich Ungarn in jeder Beziehung rasch auf, und da besannen sich auch die Pädagogen auf ihre wahren Aufgaben. Diesen Überlegungen verdankte eine Reihe von grundlegenden Arbeiten ihr Entstehen. Den Anfang machten Georg Jausz mit einer Gegenüberstellung „Rousseau und Pestalozzi“, Aladár György mit einer Pestalozzi-Biographie und Samuel Zsengeri mit einer Übersetzung von „Lienhard und Gertrud“ und „Die Abend-

stunde eines Einsiedlers“, denen wertvolle Einführungen des Übersetzers und eine ausführliche Biographie Pestalozzis beigegeben waren. Diese Übertragungen wurden so begeistert aufgenommen, daß Zsengeri sich entschloß, eine Auswahl von Pestalozzi-Schriften und -Reden herauszugeben, wobei er von Hunziker, Mann, Seyffarth und Morf bestens beraten wurde. So erschienen 1879–1882 vier starke Bände, die mit ihrer tiefgründigen Darstellung der Methode in keiner Lehrerbibliothek mehr fehlten. Von da an nahmen die Arbeiten über Pestalozzi rasch und in einem Maße zu, daß im Interesse einer Übersichtlichkeit und Zusammenfassung 1898 von Julius Havas und Koloman Harsányi eine eigene Pestalozzi-Wochenschrift, „Der ungarische Pestalozzi“, begonnen wurde, die für die Ausbreitung der Pestalozzischen Ideen in Ungarn Großes geleistet hat. Havas gründete 1902 die „Ungarische Pestalozzi-Gesellschaft“, die seit dem Tode ihres Gründers an Stelle der erwähnten Wochenschrift ein „Pädagogisch-charakterologisches Jahrbuch“ herausgab. Für jugendliche Verbrecher errichtete sie 1927 ein heilpädagogisches Institut, das „Pestalozzi-Heim“ in Pesterzsébet. Die „Ungarische Pestalozzi-Gesellschaft“ gab zu zahlreichen Pestalozzi-Studien (spez. von Ladislaus Szabó, 1915) den Anlaß und machte Pestalozzi auch akademie- und hochschulfähig. Die ungarischen Universitäten interessierten sich immer intensiver um seine Lehren und in den Professoren Ernst Fináczy (Budapest) und Stefan Schneller (Klausenburg) erstanden dem „Pestalozzismus“ zwei Fackelträger, in deren Akademievorträgen, Hochschulvorlesungen und Seminarien über Pestalozzi eine Generation von Pädagogen erzogen wurde, die berufen und befähigt ist, am Wiederaufbau des nunmehr zusammengebrochenen Ungarns erfolgreich mitzuwirken. Sie will sich an die Inschrift des von Ungarn so oft besuchten Pestalozzi-Grabes halten:

„Alles für andere — für sich nichts!“

LITERATUR

Ein Anbahner der Reformation

In einem köstlichen, kürzlich im Verlag von Benno Schwabe in Basel erschienenen Buche macht uns Leonhard von Muralt, der uns ja allen wohlvertraute Betreuer unsrer „Zwingliana“ und als Erforscher der Reformationsgeschichte reich geschätzte Ordinarius für neuere Geschichte an unsrer Zürcher Universität, mit Machiavellis Staatsgedanken vertraut¹. In oft geradezu

¹ Leonhard von Muralt: Machiavellis Staatsgedanke. Basel 1945. 227 S.